

4 Prestigeökonomie und die Ökonomie der Sprache

Die in 3.2 behandelten politischen Unterscheidungszeichen treten durch ihre Vermengung mit moralischen Affekten (s. 3.1), über den Weg der Moralisierung, Polarisierung und Normierung sowie über reputationelle Anreize zur sprachlichen Anpassung (s. 3.3) in eine Prestigeökonomie ein. Was dies genau bedeutet, soll Gegenstand dieses Kapitels sein. Um die ökonomischen Dynamiken des Prestiges, des Politischen und des Sozialen überhaupt (s. 4.2) sowie deren Auswirkungen auf ökonomische Phänomene der Auf- und Abwertung, der Exklusivität, der Mode und der Inflation sprachlicher Einheiten (s. 4.3) adäquat darlegen zu können, muss jedoch zunächst grundständig hergeleitet werden, inwiefern ökonomische Phänomene und Gesetze für die Sprache beobachtbar sind (s. 4.1).

Einen ersten Zugang zu den hier zu behandelnden Phänomenen bietet das aus den Einleitungen zu 2 und 3 bekannte Beispiel der Bezeichnungskonkurrenz *Flüchtling* vs. *Geflüchtete*r* vs. *Asylant*. In Kapitel 2 wurde der Frage nachgegangen, welchen Einfluss die initiale Durchsetzung einer neutral bis positiv konnotierten Bezeichnung wie *Geflüchtete*r* für die kollektive Wahrnehmung bzw. Konzeptualisierung des bezeichneten Sachverhalts hätte. Hier wurde zugunsten einer umgekehrten Kausalität argumentiert, nach der ein neutrales bis positives Konzept von ›Flüchtlingsschutz‹, ›Immigration‹ etc. bereits gesellschaftlich etabliert sein müsste, damit eine entsprechende Bezeichnung sich etablieren könnte, ohne ihre Darstellungsfunktion (ein solches positives Konzept zu evozieren) im Zuge der Konventionalisierung zu verlieren.

In Kapitel 3 wurde gefragt, warum bestimmte Ausdrücke wie z. B. *Flüchtling* dennoch Vermeidungsbedürfnissen oder gar Meidungsgeboten unterworfen sind. Neben den oft antizipierbaren beleidigenden und verletzenden perlokutionären Effekte aufseiten der Bezeichneten, die Sprechende i. d. R. vermeiden wollen, wurden zwei Erklärungsversuche unternommen: Erstens unangenehme Affekte, die bei Produktion und Rezeption bestimmter Wörter auftreten (insb. im Zusammenhang mit Tabuthemen wie bei *Flüchtling* z. B. ›Krieg‹, ›Rassismus‹) – und dies auch in großen Teilen der Sprachgemeinschaft, die nicht direkt durch das Tabuwort bezeichnet werden. Zweitens die politische Ausdrucksfunktion vieler Bezeichnungen, durch die Sprechende Rezipierenden (ob bewusst oder unbewusst) Hinweise auf ihre Haltung zum Versprachlichten, ggf. auf eine politische Nähe zu einer bestimmten Community of Practice geben. Ist Sprechenden diese Ausdrucksfunktion bewusst, werden sie Bezeichnungen vermeiden, die sie in die Nähe eines politischen Lagers rücken, dem sie sich nicht zugehörig fühlen. Gilt etwa *Asylant* als immigrationskritische oder -feindliche Vokabel, haben Spre-

chende, die sich nicht immigrationskritisch äußern wollen, allen Grund, den Ausdruck zu vermeiden. Gilt umgekehrt *Geflüchtete*r* als Indiz für eine immigrationsbefürwortende oder gar eine besonders engagierte Position, so lässt sich auch diese Position damit ausdrücken oder eben vermeiden.

In Kapitel 3.3 wurde bereits angerissen, inwiefern eine diskursiv etablierte Polarisierung und moralische Bewertung politischer Haltungen und insb. der Bezeichnungen selbst Anreize schafft, stets die „richtige“ Bezeichnung zu verwenden, um nicht sozial sanktioniert zu werden. Geschieht dies in großem Ausmaß, werden die entsprechenden Wörter von verschiedensten Akteuren in verschiedenen Kontextualisierungen verwendet und verlieren im Zuge der Konventionalisierung im Sprachgebrauch die beschriebene spezifische Darstellungs- (s. 2) und Ausdrucksfunktion (s. 3). Die grundsätzlichen Prinzipien zur Beantwortung der Leitfrage sind damit umrissen: Ob sich mit einem bestimmten Ausdruck auch ein bestimmtes Konzept diskursiv und kulturell durchsetzt, hängt davon ab, in welchem Maße dieser Ausdruck moralisch aufgeladen und entsprechend opportunistisch imitiert wird. Entweder, der Ausdruck bleibt fest mit einer bestimmten Perspektive verbunden, wird dann auch nur von den Sprechenden mit dieser Perspektive verwendet und behält entsprechend seine Darstellungs- und Ausdrucksfunktion. In diesem Fall etabliert er sich nur dann, wenn sich auch die entsprechende Perspektive etabliert. Oder aber der Ausdruck wird aus reputationellen Gründen unabhängig von der eigenen Perspektive gebraucht und verliert entsprechend seine Verbindung zu einer bestimmten Perspektive in Form von Darstellungs- und Ausdrucksfunktion.

Im folgenden Kapitel soll einerseits ebendieser Verlust von Darstellungs- und Ausdrucksfunktion als Inflation des Zeichenwerts beschrieben werden und andererseits dargelegt werden, welche Dynamiken auf das Phänomen der sprachlichen Inflation folgen. Am vorliegenden Beispiel der Bezeichnungskonkurrenz *Flüchtlings – Geflüchtete*r* ließe sich das Phänomen der Inflation im folgenden Gedankenexperiment veranschaulichen (vgl. hierzu auch Bloching & Felder 2024).⁹¹ Angenommen, der Ausdruck *Flüchtlings* wird in großen Teilen der Sprachgemeinschaft als moralisch falsch, als verwerflich wahrgenommen. Dies kann geschehen, wenn der Ausdruck allzu oft in fremdenfeindlichen, rassistischen Kontexten rezipiert und schließlich mit diesen assoziiert wird (s. 3.2). Oder aber die unangenehmen Empfindungen gegenüber den heiklen Themen ›Krieg‹, ›Flucht‹, ›Rassismus‹ etc. schwingen beim Hören des Ausdrucks mit, wie dies auch bei klassischen Tabuwörtern der Fall ist (s. 3.1). Sprechende würden entsprechend für die

⁹¹ Die folgenden Ausführungen finden sich ausführlicher in einem Artikel mit Ekkehard Felder in der *Ruperto Carola* (Bloching & Felder 2024).

Verwendung des Ausdrucks korrigiert bzw. sozial sanktioniert – auch, wenn sie den Ausdruck innerhalb Immigrations-befürwortender Aussagen verwenden. Um ihr Gesicht zu wahren, würden sie den „falschen“ Ausdruck vermeiden, unabhängig von ihrer politischen Haltung zum Thema ›Flucht‹. Denn über Politik lässt sich streiten, aber unmoralisch sein oder falsch sprechen möchte niemand. In diesem Szenario böte der Ausdruck *Geflüchtete*r* nicht mehr ein politisches Fahnenwort, sondern einen Euphemismus, der von allen verwendet werden kann, um die unangenehmen Gefühle, die mit dem Ausdruck Flüchtling assoziiert werden, zu vermeiden (s. 3.3). Darüber hinaus könnte der Ausdruck *Geflüchtete*r* Sprechende nicht nur vor Stigma schützen, sondern, insofern er mit einer besonders politisch engagierten, sozial achtsamen Perspektive assoziiert wird, auch aufs eigene Prestige einzahlen. Denn dort, wo ein besonderes Engagement im Zusammenhang mit Flüchtlingen anerkannt und mit Prestige versehen wird, werden sprachliche Indikatoren eines solchen Engagements darüber hinaus zu Prestigesymbolen (s. 4.2). In der Alltagskommunikation böte der Ausdruck *Geflüchtete* also die Möglichkeit, auch neutrale, ambivalente oder kritische Aussagen zum Thema ›Flucht‘ treffen zu können, ohne in eine politische Schublade gesteckt und/oder moralisch verurteilt zu werden. Durch die Verwendung in solchen Sätzen und aus solchen Perspektiven würde *Geflüchtete*r* sowohl seinen Wert als positiv konnotierte Bezeichnung (in der Darstellungsfunktion) als auch seinen Wert als Fahnenwort sowie schließlich auch seinen Wert als Prestigesymbol (in der Ausdrucksfunktion) verlieren. Dieser semantische Wertverlust kann als Inflation verstanden werden. Politische Akteure könnten sich dann zwar sprachlich auf der richtigen Seite wähnen, könnten jedoch mit dem so inflationierten Ausdruck ihre je spezifische Haltung nicht mehr in Abgrenzung zu anderen Haltungen artikulieren; hierfür müssten sie wiederum einen neuen, „unbefleckten“ Ausdruck etablieren.

Dieser Kreislauf aus anhaltender Distinktion, Imitation, Inflation und Substitution konstituiert eine „permanente Revolution“ (Bourdieu 1999: 379) der sprachlichen Zeichen, die in diesem Kapitel unter ökonomischen Gesichtspunkten greifbar gemacht werden soll. Um die Konstitution und Inflation (s. 4.3) des relativen sprachlichen Verweiswertes (des *Valeur*) von Wörtern (s. 4.1) sowie des reputationalen Werts von Wörtern als Prestigesymbolen (s. 4.2) ökonomisch beschreiben zu können, soll im folgenden Teilkapitel zunächst die theoretische Grundlegung einer Ökonomie der Sprache erarbeitet werden.

4.1 Die Zeichen stehen auf Wechselkurs

Bevor anknüpfend an die Ausführungen zur Moralisierung politischer Zeichen (s. 3.3) deren Übergang in eine semiotische Prestigeökonomie untersucht werden kann (s. 4.2), sollen im Folgenden zunächst die diesem Gedanken zugrundeliegenden Analogien von ZEICHEN ALS WÄHRUNGSEINHEITEN, SPRACHE ALS GELD, SEMIOTIK ALS MARKT grundständig hergeleitet und auf ihr erkenntnisstiftendes Potenzial geprüft werden. Der Terminus der *Sprachökonomie* ist bereits weit verbreitet, jedoch nur in seiner Funktion, den linguistischen Konsens zu beschreiben, dass Sprachnutzende ihre Äußerung in aller Regel ohne unnötigen Aufwand – eben ökonomisch – tätigen (vgl. auch Grice“ Maxime der Quantität). Darüber hinaus stellt sich jedoch die Frage, ob die beiden sozialen, überindividuellen Bereiche des Marktes und der Sprache als Phänomene der dritten Art (vgl. Keller 2014: 87 ff.)⁹² nicht noch weitere Gemeinsamkeiten, evtl. sogar gemeinsame anthropologische Grundlagen haben. Dass Geld „als ein omnipräsentes Kulturphänomen [...] strukturell und funktionell viele Analogien zur Sprache aufweist [...], wird insbesondere dann deutlich, wenn wir Geld und Sprache als Zeichen-, Tausch- und Interaktionsphänomene betrachten“ (Köller 2012: 398). Hierbei stellt sich die Frage, welche grundlegenden Gemeinsamkeiten der sozialen Phänomene ›Sprache‹ und ›Geld‹ diese Metapher sichtbar machen kann, und welchen Unterschieden zwischen diesen beiden Phänomenen sie ggf. nicht gerecht wird. Auch der Fachbegriff des *Valeur*, der Bedeutung als relativen Wert konzipiert, scheint ein ökonomisches Verständnis von Sprache aufzuzeigen – genauso wie die alltagssprachliche Metapher, ein Wort *inflationär* zu gebrauchen. Rossi-Landi (1974: 82) beobachtet zahlreiche vergleichbare metaphorische Ausdrucksweisen in westeuropäischen Sprachen und resümiert: „Es ist schwierig, diese Analogien als bloß zufällig aufzufassen, und es ist seltsam, daß ihnen so wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde“. In diesem Kapitel soll den Parallelen von Sprache und Markt daher die Aufmerksamkeit zu kommen, die sie als fruchtbare Erklärungsmodell für kollektiv-sprachliche, nicht volitiv steuerbare, semantische Phänomene wie Bedeutungsfixierung, Bedeutungskonkurrenz und Bedeutungswandel verdienen.

Dass die Sprache „ökonomischen Gesetzmäßigkeiten“ (Weinert 2021: 203) folgt, stellt in der Linguistik eine Binsenweisheit dar. Zumeist werden diese Gesetzmäßigkeiten jedoch auf die Beobachtung beschränkt, dass natürliche Spra-

⁹² So weist Keller (2014: 87) anschaulich darauf hin, „daß es neben Naturphänomenen und Artefakten noch Phänomene einer dritten Art gibt, und die Sprache ein ebensolches ist“. Solche Phänomene der dritten Art „resemble natural phenomena in that they are unintended and to be explained in terms of efficient causes, and they resemble artificial phenomena in that they are the result of human action“ (Haakonssen 1981: 24).

chen sich wandeln respektive nicht wandeln, „um auf die ökonomischste Weise den Erfordernissen der Mitteilung in der sie sprechenden Gesellschaft zu genügen“ (Martinet 1970: 17). Weit darüber hinaus gibt es in Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft eine lange, aufschlussreiche, innerhalb der Germanistischen Linguistik jedoch weitestgehend vernachlässigte Tradition, auch umfassendere Analogien zwischen den Phänomenen Sprache und Markt bzw. Geld zu ziehen. Diese philosophische Tradition soll im Folgenden von der Antike bis zum Strukturalismus knapp nachgezeichnet und für die vorliegende Arbeit fruchtbar gemacht werden (s. 4.1.1), bevor anschließend systematischer auf die zentralen Aspekte von Arbeit (s. 4.1.2), (Materialität von) Währung (s. 4.1.3), Selbstreferenzialität (4.1.4), Gebrauchs- und Tauschwert (4.1.5) und Inflation (4.1.6) in verschiedenen Ansätzen einer Geld-Sprache-Analogie eingegangen wird.

In seinen *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie* schreibt Marx (1983/1857–1858: 96):

Das Geld mit der Sprache zu vergleichen ist nicht minder falsch. Die Ideen werden nicht in die Sprache verwandelt, so dass ihre Eigentümlichkeit aufgelöst und ihr gesellschaftlicher Charakter neben ihnen in der Sprache existiere, wie die Preise neben den Waren. Die Ideen existieren nicht getrennt von der Sprache.

Diesem überzeugenden nominalistischen Einwand gilt es bei Vergleichen zwischen Sprache und ökonomischen Phänomenen wie Geld, Markt, Arbeit etc. zu begegnen. Wie sich im Folgenden zeigen wird, verstehen die meisten ökonomischen Konzeptualisierungen der Sprache vor sowie nach Marx die Wörter nicht etwa als Preise, mit denen Waren/Ideen beschriftet werden, sondern als Währungseinheiten, deren Wert (bzw. Bedeutung) sich konzeptuell ganz unterschiedlich beziehen lässt:

- aus der in ihnen sich manifestierenden gesellschaftlichen (sprachlichen) Arbeit (vgl. Rossi-Landi 1974),
- aus ihrer Deckung von einem materiellen Goldwert (vgl. Attig 2021) respektive einem ideellen Gegenwert, etwa in „Sacherfahrungen“ (Köller 2012: 463),
- oder – in der von Marx angesprochenen Ermangelung eines solchen Bezuges – als Gebrauchswert, der einem Wort für verschiedenste Bedürfnisse im Sprachgebrauch zukommt (vgl. Baudrillard 2011; Köller 2012),
- sowie – strukturalistisch betrachtet – als Tauschwert, den die einzelnen Währungs- respektive Spracheinheiten in Relation zueinander erhalten (vgl. Barthes 1988; Baudrillard 2011).

Über diese verschiedenen Möglichkeiten der Analogiebildung zwischen sprachlichen und Währungseinheiten darf jedoch nicht aus dem Blick geraten, dass zwi-

schen beiden ein ganz wesentlicher Unterschied in ihrer Verfügbarkeit bzw. Knappheit besteht:

Geldstücke, die ich gegen etwas anderes eintausche, gehen von meinem Besitz in den eines anderen über. Sprachstücke, die ich im Kommunikationsverkehr verwende, gehen nicht in gleicher Weise in den Besitz eines anderen über, da sie im Prinzip den anderen nur dazu anregen, sich ähnliche Vorstellungen über einen Sachverhalt zu machen, wie ich sie mir selbst gemacht habe. Mit sprachlichen Einheiten werden also nicht in demselben Sinne Werte übertragen wie mit geldlichen. (Köller 2012: 462 f.)

Dem stellt Köller jedoch auch entscheidende Gemeinsamkeiten von Geld- und Spracheinheiten gegenüber – in Form ihrer gesellschaftlichen Vertrauensbasis als Grundlage ihrer konventionalisierten Wertschöpfung:

Sowohl der Gebrauch von geldlichen als auch von sprachlichen Zeichen basiert auf dem Vertrauen des Empfängers auf die Wahrhaftigkeit des Gebers. Vom Kaufmann wird erwartet, dass seine Waren und sein Geld echt sind bzw. den jeweiligen Erwartungsnormen entsprechen. Von einem Sprecher wird erwartet, dass seine Aussagen zutreffen und er sprachliche Zeichen verwendet, deren Inhalt den jeweiligen Konventionen entspricht bzw. auch durch entsprechende Sacherfahrungen gedeckt ist. (Köller 2012: 463)

In dem folgenden knappen, möglichst chronologischen historischen Abriss über die sprachphilosophischen Analogien zwischen Geld und Sprache wird sich zeigen, dass diese trotz der genannten Unterschiede und konzeptuellen Problematiken durchaus in der Lage sind, ein erkenntnisstiftendes Licht auf bestimmte Aspekte der Sprache und ihrer lexikalischen Einheiten als gesellschaftliche Prozesse bzw. Produkte zu werfen.

4.1.1 Historischer Abriss über ökonomische Sprachtheorien

Der wohl älteste Hinweis für eine analoge Konzeptualisierung von ›Geld‹ und ›Sprache‹ bzw. ›Wörtern‹ findet sich in der Etymologie der jeweiligen altgriechischen Bezeichnungen. Das altgriechische Wort *nomisma* (*vόμισμα* = ‚Währung‘, ‚Münze‘)⁹³ – wohlbekannt in der *Numismatik* – leitet sich ab von altgr. *nomos* (*vόμος* = ‚Gesetz‘, ‚Brauch‘, ‚Sitte‘, ‚Konvention‘)⁹⁴ (vgl. Stern 2019: 241) – noch erkennbar im Wort *Ökonomie*. *Nomos* wiederum ist verwandt mit altrgriech.

⁹³ Vgl. „*vόμισμα*“ In: GD – Wörterbuch Altgriechisch-Deutsch Online (2023): <https://www.degruyter.com/database/WBGDO/entry/wbgdo.nu.017.84/html> (zuletzt aufgerufen am 12.03.2025).

⁹⁴ Ebd., vgl. <https://de.wiktionary.org/wiki/%CE%BD%CF%8C%CE%BC%CE%BF%CF%82> sowie <https://www.spektrum.de/lexikon/philosophie/nomos/1436> (jeweils zuletzt aufgerufen am 31.05.2023).

onoma (ὅνομα = ‚Bezeichnung‘, ‚Name‘)⁹⁵ sowie mit lat. *nomen* (= ‚Name‘, ‚Benennung‘)⁹⁶ (vgl. Gardt 2002: 89): beide Wörter lassen sich zurückführen auf denselben proto-indo-europäischen Wortstamm **nem-*, der ‚nehmen‘, ‚(ver-)teilen‘, ‚zuweisen‘ bedeuten kann.⁹⁷ Aristoteles bezieht sich in der nikomachischen Ethik (Aristoteles 1911: 5. Buch, 8. Kapitel, 1133) auf diese etymologische Verbindung, wenn er den Wert des Geldes in der Konvention begründet:

Nun ist aber kraft Übereinkunft das Geld gleichsam Stellvertreter des Bedürfnisses geworden, und darum trägt es den Namen Nomisma (Geld), weil es seinen Wert nicht von Natur hat, sondern durch den Nomos, das Gesetz, und es bei uns steht, es zu verändern und außer Umlauf zu setzen. [...] Es muß also ein Eines geben, welches das gemeinsame Maß vorstellt, und zwar kraft positiver Übereinkunft vorstellt, weshalb es auch Nomisma heißt, gleichsam vom Gesetz, Nomos, aufgestelltes Wertmaß. Denn alles wird nach ihm gemessen.

Plutarch wiederum spinnt diesen Gedanken weiter, wenn er den Wert einer Währung mit der Bedeutung eines Wortes vergleicht (vgl. Stern 2019: 241; Hamann 1762: 23).

Die Gedanken Aristoteles‘ und Plutarchs werden bereits von Hamann (1762: 22 f.) explizit zusammengeführt in einem Essay, in dem dieser eine umfängliche Analogiebildung zwischen Geld und Sprache unternimmt und den er wie folgt eröffnet:

Das Geld und die Sprache sind zween Gegenstände, deren Untersuchung so tiefssinnig und abstract, als ihr Gebrauch allgemein ist. Beyde stehen in einer näheren Verwandschaft, als man muthmaßen sollte. Die Theorie des einen erklärt die Theorie des andern; sie scheinen daher aus gemeinschaftlichen Gründen zu fließen. (Hamann 1762: 21)

Damit spricht Hamann bereits die erwähnten gemeinsamen anthropologischen, sozialen Ursprünge der Phänomene Geld und Sprache an, jedoch ohne diese zu präzisieren. Stern (2019: 241 f.) kondensiert Hamanns Analogie auf die folgenden gemeinsamen Eigenschaften: Sowohl Sprache als auch Geld einerseits grenzenlos, insofern alles potenziell mit einem monetären sowie mit einem sprachlichen Wert, einem Preis und einem Namen versehen werden kann, und andererseits zugleich sehr begrenzt, denn Geld wird gerade durch seine Begrenztheit zum Tauschmittel und auch Sprache manifestiert sich auf der Ausdrucksebene „in particular and constrained material means that make a mockery of its attempts to

⁹⁵ Vgl. „νόμισμα“ In GD – Wörterbuch Altgriechisch-Deutsch Online (2023): <https://www.degruyter.com/database/WBGDO/entry/wbgdo.nu.017.84/html> (zuletzt aufgerufen am 12.03.2025).

⁹⁶ Vgl. <https://www.dwds.de/wb/Nomen> sowie <https://de.wiktionary.org/wiki/nomen> (zuletzt aufgerufen am 31.05.2023).

⁹⁷ Vgl. https://www.etymonline.com/de/word/*nem- (zuletzt aufgerufen am 31.05.2023).

name an infinite creation“ (Stern 2019: 241). Ferner bestehen sowohl Geld als auch Sprache einzig in Konventionen (s. o. *nomos*) und sind somit gänzlich abhängig vom Kontext, in dem sie „existieren“, also praktiziert werden, sowie von der Gemeinschaft, die sich die entsprechenden Konventionen teilt. Beide werden jedoch allzu leicht gleichgesetzt mit ihrem Signifikanten, sodass dem Geldschein ein intrinsischer Wert und dem Wort die intrinsische Kraft seines Bezeichneten zugeschrieben wird (vgl. die metonymische Gleichsetzung in der Sprachmagie in 2.1.1). In diesem Sinne kann ein komplexer Sachverhalt (egal, ob sprachlich konstruiert oder nicht) in dem gleichen Maße auf seine Nomenklatur, seine Bezeichnung reduziert werden, in dem jedes Objekt auf seinen monetären Tauschwert reduziert werden kann (vgl. Stern 2019: 242).

Zuletzt sieht Stern (ebd.) in Hamanns Essay (1762) sogar bereits den Gedanken angelegt, dass die Bedeutung von Wörtern als Wert nicht unabhängig von den Regularitäten ihres Austausches betrachtet werden kann, sondern vollständig von diesen abhängig ist.⁹⁸ Für das Geld findet sich ein streng relationales, auf Wechselwirkungen basierendes Wertverständnis auch bei Simmels (2020/1900) *Philosophie des Geldes*. Zwar expliziert dieser „kein direktes Analogieverhältnis zwischen Geld und Sprache, aber seine Überlegungen machen es doch unmittelbar plausibel, ein solches Verhältnis anzunehmen“ (Köller 2012: 399). Dieser Gedanke mutet bereits recht strukturalistisch an (s. 2.1.2); und in der Tat finden sich gerade im (Post-)Strukturalismus und seinen Vordenkern Konzepte von sich wechselseitig bestimmenden sprachlichen sowie monetären Werten (s. u.).

Wie schon in den Ausführungen zur strukturalistischen Wende der Bedeutungstheorien (s. 2.1.2) lässt sich auch in diesem Aspekt Nietzsche als Vordenker des Strukturalismus verstehen. Im Gegensatz zu Hamann (s. o. Stern 2019: 242) sieht Nietzsche (1873) die gemeinsame Illusion von Sprache und Geld nicht in der Gleichsetzung der Sprach-/Währungseinheit mit ihrem konventionalisierten Wert, sondern gerade umgekehrt in der Reduktion auf deren Materialität. Gemeinsam ist beiden Ansätzen die Kritik daran, dass über die irrtümliche Gleichsetzung von Signifikant und Signifikat als quasi natürliche Einheit (vgl. Stern 2019: 230) deren konventioneller und somit arbiträrer, kontingenter Zusammenhang ignoriert wird.

Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauch einem Volke fest, kanonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man verges-

⁹⁸ Hier ließe sich vermuten, dass eine solche Lesart stärker dem strukturalistisch geschulten Interpretanten Stern zuzuschreiben ist als dem Philosophen des 18. Jahrhunderts Hamann.

sen hat, daß sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen, in Betracht kommen. (Nietzsche 1873)

Insofern wird „[d]as Zeichen [...] bei Nietzsche als ökonomische Notwendigkeit, welche an sich jedoch keinen Wert besitzt, sondern erst in einem differentiellen Feld von Kräften und Wertungen ins Spiel kommt, dargestellt“ (Hofbauer 1995: 155). Demnach lässt sich nicht nur Nietzsche als Vordenker des Strukturalismus verstehen; auch die Analogie von Währungs- und Spracheinheiten als ihren Wert wechselseitig, relational bestimmende Zeichen erweist sich quasi als Vorgedanke des strukturalistischen Konzepts der relationalen Sinnstiftung in der Differenz (vgl. z. B. Saussure 2001/1916: 135).

Auch beim Wittgenstein der Untersuchungen, der in 2.1.2 als Wegbegleiter des Strukturalismus mit vielen konzeptuellen Berührungs punkten mit demselben aufgefasst wurde, findet sich die Analogie zwischen Geld und Sprache – wie im Übrigen auch zuvor bei dessen Vordenker Mauthner (vgl. Stern 2019: 230). So kritisiert Wittgenstein (1969) etwa die kontext-abstrahierte philosophische Analyse von Wörtern oder auch Sätzen (vgl. hierzu auch Mauthner 1923: 51 in 2.1.2), indem er diese mit der Analyse des Wertes einer Währungs-Einheit vergleicht, die keinen Wert hat, wenn sie „aus dem Verkehr gezogen“ (Wittgenstein 1969: § 500) wurde (vgl. Stern 2019: 286 f.):

Man sagt: Es kommt nicht aufs Wort an, sondern auf seine Bedeutung; und denkt dabei an die Bedeutung, wie an eine Sache von der Art des Worts, wenn auch vom Wort verschieden. Hier ist das Wort, hier die Bedeutung. Das Geld und die Kuh, die man dafür kaufen kann. (Anderseits aber: das Geld, und sein Nutzen.) (Wittgenstein 1969: § 120)

In Wittgensteins ökonomischer Kritik an der Vorstellung von Bedeutungen als metaphysischen Eigenschaften der Wörter selbst findet sich ferner ein Bezug zu den in 2.1.1 behandelten Abbildtheorien (vgl. Stern 2019: 286 f.).⁹⁹ Insofern sieht auch Wittgenstein gerade in der relationalen, kontextuellen Fundierung der Werte die Gemeinsamkeit von Sprache und Geld: „Was jetzt geschieht, hat Bedeutung—in dieser Umgebung. Die Umgebung gibt ihm die Wichtigkeit.“ [...] Und die Institution des Geldes gibt es in einer andern Umgebung auch nicht“ (Wittgenstein 1969: § 583–§ 584).

Wie nun bereits mehrmals angeklungen ist, ist ein ökonomisches Verständnis der Sprache in besonderem Maße mit der relationalen Konzeptualisierung

⁹⁹ Vgl. auch zuvor schon Mach (1921: 457 f.): „Natürlich ist auch die Sprache, das Mittel der Mitteilung, eine ökonomische Einrichtung. Die Erfahrungen werden mehr oder weniger vollkommen in einfacher, häufiger vorkommende Elemente zerlegt.“

sprachlicher Werte (*Valeur*) im Strukturalismus kompatibel. Entsprechend finden sich schon bei Saussure vielsagende Vergleiche der Phänomene Geld und Sprache. Etwa klingen bei seiner Erklärung der Normierung der Sprache bzw. den Sprachen wiederum deren Gemeinsamkeiten zur Ökonomie an, wenn er diese auf „Handel und Wandel“, „gegenseitige[n] Austausch“, die einigende „Macht des Verkehrs und Umgangs“ etc. (Saussure 2001/1916: 246) zurückführt, die jeweils dazu beitragen, dass Menschen sich konventionell auf einen bestimmten Wert für eine bestimmte sprachliche respektive monetäre Einheit einigen. Ein zentrales Beispiel soll hier jedoch besonders hervorgehoben werden: Saussure begründet die moderne Sprachwissenschaft nicht zuletzt dadurch, dass er sie explizit an den „Wirtschaftswissenschaften“ orientiert (Saussure 2001/1916: 94), wenn er vorschlägt,

die Sprachwissenschaft in zwei prinzipiell verschiedene Teile zu gliedern. Das kommt daher, daß hier wie bei der Nationalökonomie der Begriff des Wertes eine Rolle spielt; in beiden Wissenschaften handelt es sich um ein System von Gleichwertigkeiten zwischen Dingen verschiedener Ordnung: in der einen eine Arbeit und ein Lohn, in der andern ein Bezeichnetes und ein Bezeichnendes. (Saussure 2001/1916: 94)

Hiermit kommt auch erstmals ein Vergleich von Sprachgebrauch und Arbeit auf, der sich als ein zentraler Zugang zum Verständnis der Sprache als Geld anbietet und im Folgenden genauer untersucht werden soll.

4.1.2 Arbeit in Sprache und Markt

Rossi-Landi (1974) kritisiert in seinem Werk mit dem vielsagenden Titel *Sprache als Arbeit und als Markt* bisherige ökonomische Konzeptualisierungen der Sprache dafür, dass sie den Aspekt der Arbeit als Grundlage der Wertschöpfung vernachlässigen. „[S]elbst Saussure, der doch darüber ausführlich spricht, scheint keine Theorie der sprachlichen Arbeit zu besitzen, die seiner Theorie der sprachlichen Werte doch allein eine Grundlage geben könnte“ (Rossi-Landi 1974: 82). In der Tat stellt sich bei der Metapher des sprachlichen *Wertes* die Frage, ob sich auch die Fundierung des Wertes in einer Form menschlicher Arbeit auf die Sprache übertragen lässt. Für Edelmetalle (sowie Münzen aus ebensolchen) zumindest ist dieser Zusammenhang Konsens, da diese „wie sie aus den Eingeweiden der Erde herauskommen [...] die unmittelbare Inkarnation aller menschlichen Arbeit sind“ (Marx 2012/13: 107). Analog dazu ist für Rossi-Landi (1974: 76) auch „eine Sprache ein institutionalisierter Gesamtkomplex von Produkten vorausgegangener sprachlicher Arbeit“. Mit *einer Sprache* meint er in diesem Zusammenhang eine Einzelsprache (*langue*) und unter den *Produkten* lassen sich alle konventio-

nalisierten Einheiten – also Konstruktionen im Sinne der Konstruktionsgrammatik – sowie Regeln dieses Sprachsystems verstehen. Genauerer Aufmerksamkeit bedarf jedoch Rossi-Landis Verständnis der *sprachlichen Arbeit*: Dass die Sprache (*langue*) ein unbestreitbar gemeinschaftliches Produkt ist, legt für ihn nahe, „auf dem gesellschaftlichen Charakter der Sprache selbst (*langage*) zu insistieren, das heißt, auf dem gesellschaftlichen Charakter der sprachlichen Arbeit, die der Bildung und dem In-Bewegung-setzen des Materials, aus dem die Sprachen bestehen, vorausgeht“ (Rossi-Landi 1974: 64). Beispielsweise ist hier an aktive Verstehensarbeit zur Ko-Konstruktion sprachlichen Sinns bei der Rezeption zu denken (s. 2.1.3) oder gar an die schier unüberschaubaren Prozesse der Bedeutungskonventionalisierung auf Makro-Ebene (s. u.). Entsprechend kritisiert Rossi-Landi (1974: 64): „Viele noch offen oder heimlich neo-idealisch orientierte Linguisten und Philosophen versteifen sich jedoch merkwürdigerweise darauf, das Produkt als gesellschaftlich, die Arbeit, die es hervorbringt jedoch als individuell zu betrachten“ (Rossi-Landi 1974: 64). Somit findet sich auch in der Über-Individualität der sprachlichen Arbeit eine Entschärfung der bereits zuvor kritisierten Postulate individueller Einflussmöglichkeiten und teleologischer Verantwortung für sprachsystematische Prozesse jenseits des unmittelbaren Gebrauchskontextes (s. 2.1.3, 3.1.2).

Hieraus folgt jedoch nicht, dass individuelle Gesprächsbeiträge auf *parole*-Ebene nicht ebenfalls als sprachliche Arbeit gelten können. Ein solcher individueller Beitrag kann erstens gesehen werden in den Elementen, die „das Individuum ausnahmsweise dem Sprachbestand (*langue*) hinzufügt“ (Rossi-Landi 1974: 64), auch wenn hier wiederum dahingehend relativiert werden muss, dass etwas zum gemeinschaftlichen Sprachbestand „hinzuzufügen“ doch von kollektiven Wissensbeständen und Verstehensleistungen abhängig ist und somit nicht auf die lineare, individuelle Handlung eines einzelnen Subjektes reduziert werden kann.¹⁰⁰ Ferner findet sich individuelle sprachliche Arbeit auch zweitens in der konkreten, idiosynkratischen Formulierung einer einzelnen Äußerung (vgl. Rossi-Landi 1974: 64). Zuletzt lässt sich individueller Sprachgebrauch mit Rossi-Landi (1974: 64) auf trivialerer Ebene als sprachliche Arbeit verstehen drittens „als die tautologische Behauptung der Tatsache, daß jeder Sprecher – selber spricht“ sowie viertens „als die bloße physiologische Aktivität“ (ebd.) des Produzierens und Rezipierens von Sprache, unabhängig von Sinn und Bedeutung des kommunizierten. Für all die vier genannten Fälle betont Rossi-Landi (1974: 65) jedoch, dass „der individuelle Beitrag nicht die gesellschaftliche Tatsache erklären kann,

¹⁰⁰ Zu den allgemeinen Tücken des individuellen Handlungsbegriffs in Bezug auf das Phänomen Sprache vgl. auch Landschoff (in Vorb.).

daß schließlich *gesprochen* wird, und zwar sowohl in als auch mit einer schon fertigen Sprache (*langue*). Umso weniger kann er sie ersetzen“.

Dennoch lohnt sich ein genauerer Blick auf zwei der genannten Aspekte individueller sprachlicher Arbeit. Der Aspekt der Sprachproduktion und -rezeption als physiologische Arbeit (s. o. viertens) mag zunächst banal wirken, für die hier verfolgten Erkenntnisinteressen erweist es sich jedoch als durchaus erwägenswert, ob sich auch allein in artikulatorischer Mehr-Arbeit eine sprachliche Wertschöpfung und somit eine kommunizierte Wertschätzung begründen kann (s. 4.3).¹⁰¹ Vor allem aber der Aspekt der kontext-sensitiven Ausgestaltung einer konkreten Äußerung (s. o. zweitens) scheint für die vorliegende Untersuchung besonders interessant, da er gleich zwei Perspektiven eröffnet: Erstens gleichen lexikalische Einheiten in diesem Zusammenhang Rohmaterialien, deren spezifische Verbindung zu einer syntaktischen Äußerungseinheit erst die sprachliche Arbeit darstellt. Zweitens legt dies jedoch auch die Vermutung nahe, dass ebendiese individuelle Arbeit der kontext-spezifischen Gebrauchsweise eines Wortes zur Konventionalisierung der Bedeutung und somit zu Wertschöpfung desselben Wortes beiträgt. So lässt sich bspw. der Wert eines Hochwertwortes wie *Freiheit* (s. 3.2.2) von der sprachlichen Arbeit herleiten, dieses Wort als Hochwertwort zu gebrauchen – sprich: das Wort durch entsprechende Formulierungen und Kontextualisierungen zu Hochwertwort zu machen. Jede dementsprechende Verwendung des Wortes kann demnach als individueller Beitrag zu einer solchen Wertschöpfung betrachtet werden und auch politolinguistische Konzepte wie die „Arbeit an der Wortbedeutung“ (Januscek 2005: 161) lassen sich somit in diesem ökonomischen Sinne individueller sprachlicher Arbeit verstehen. Wimmer macht beide hier genannten Aspekte sprachlicher Arbeit – Sprechen als Verwenden sprachlich erarbeiteten „Materials“ sowie Sprechen als wertstiftende Arbeit an diesem Material – für die Rechtslinguistik fruchtbar: „Es ist eine Binsenweisheit, dass Rechtsarbeit [...] immer Spracharbeit ist, in dem doppelten Sinn von »Arbeit mit der Sprache« und »Arbeit an der Sprache«. Man kann sagen, das Gericht macht seine Rechtsarbeit, indem es Spracharbeit macht“ (Wimmer 2009: 237).

Für die Frage nach den individuellen Einflussmöglichkeiten auf den Diskurs durch eine solche sprachliche Arbeit ist jedoch eine weitere Schlussfolgerung ent-

¹⁰¹ Man denke hier etwa an das Prinzip der Höflichkeit, nach dem eine Äußerung als umso höflicher gilt, je mehr sprachliches Material sie enthält, i. e. je mehr individuelle sprachliche Arbeit sie erfordert. Vgl. hierzu etwa Yoon et al. (2020: 71): “human speakers make statements that are inefficient [...] in the service of being polite” und “longer utterances are more costly” (ebd.: 74). Inwiefern dieses Prinzip auch die Eignung lexikalischer Einheiten, eine politische Perspektive oder auch eine moralische Haltung glaubwürdig auszudrücken, zu erklären vermag, soll in Kapitel 4.3 untersucht werden.

scheidend: Zwar gleicht das aktualisierte Zeichen (*Token*) dem Rohmaterial, das in der individuellen sprachlichen Arbeit verarbeitet wird, das virtuelle Zeichen (*Type*) ist in seiner Konventionalisierung jedoch als Produkt ebendieser sprachlichen Arbeit zu verstehen. So betrachtet bspw. auch Ryle sprachliche Einheiten wie Wörter (und andere konventionalisierte Konstruktionen) als Produkte sprachlicher Arbeit, die im Sprachgebrauch getauscht werden (vgl. Rossi-Landi 1974: 66), wenn er schreibt: „Roughly, as Capital stands to Trade, so Language stands to Speech“ (Ryle 1971: 54). Die beiden Perspektiven von Wörtern als Materialien und als Produkten sprachlicher Arbeit sind hier keineswegs widersprüchlich, sondern vielmehr komplementär zu verstehen, wie dies auch Marx (2019/1867: 150) schon allgemein für Entitäten in der Dynamik des Marktes festgestellt hat: „Ob ein Gebrauchswerth als Rohmaterial, Arbeitsmittel oder Produkt erscheint, hängt ganz und gar ab von seiner bestimmten Funktion im Arbeitsprozesse, von der Stelle, die er in ihm einnimmt“. Somit lässt sich auch für die Sprache zusammenfassen: Mit den Worten und ihrer konventionalisierten Bedeutung „liefert die Sprache (*langue*) uns Materialien und Arbeitsmittel im technischen Sinn der Produkte vorangegangener Arbeit, an denen und mit denen man arbeitet“ (Rossi-Landi 1974: 76) und die somit eine „unendliche Möglichkeit zu weiterer Ausarbeitung“ (ebd.: 77) offenlassen. Diese Perspektive von Wörtern als blockverfügbaren Produkten, die individuell getauscht und weiterverarbeitet werden können, legt ferner die Frage nahe, ob es auch Verwendungsweisen von Wörtern (und andere Konstruktionen) gibt, die sich ebendiese Arbeit aneignen und somit langfristig zum Wertverlust, zur Inflation des Wortes beitragen (s. 4.1.6), wenn dessen Wert öfter gebraucht wird, als er durch sprachliche Arbeit abgesichert wird (vgl. Rossi-Landi 1974: 77, 83; s. 4.3).

4.1.3 Materialität von Sprache und Währung

Der kontingente Wert eines Wortes und vor allem dessen Begründung in menschlicher Arbeit lassen sich nun auch mit einer bereits behandelten ökonomischen Perspektive auf die Sprache verbinden: dem Verständnis von Wörtern als Währungseinheiten. Als Summe der verfügbaren Produkte vorangegangener sprachlicher Arbeit ist die Sprache ein „universelles Tauschmittel für jegliche Kommunikation“ (Rossi-Landi 1974: 77) und weist somit „auch den oft bemerkten Aspekt eines Geldes auf, mit dem alle anderen Waren gekauft und verkauft werden“ (ebd.). Wenn der Wert (also die Bedeutung) eines Wortes jedoch auf der sprachlichen Arbeit, die zu dessen Konventionalisierung führt, beruhen soll, stellt sich in Bezug auf die Währungsmetapher die entscheidende Frage, ob sich Wörter eher mit Münzgeld aus Edelmetallen oder aber mit Papiergegeld vergleichen lassen.

Zwar ist auch der Wert von Münzen letztlich arbiträr und konventionell, doch in Bezug auf die Wertschöpfung in menschlicher Arbeit sei nochmals an Marx' (2012/13: 107) Beobachtung erinnert, dass diese in erster Linie bei Edelmetallen, die aus der Erde geborgen werden müssen, gegeben ist (s. o.). Entsprechend fragt sich Marx in Bezug auf Geldscheine aus Papier, „warum das Gold durch bloße wertlose Zeichen seiner selbst ersetzt werden kann“ (Marx 2012/13: 142). Marx' Verständnis von Papierscheinen als Zeichen für Gold muss jedoch vor dem Hintergrund des im 19. Jahrhunderts geltenden Goldstandards betrachtet werden, bei dem Währungen zu einem festen Wechselkurs ein Gegenwert in Gold zugeschrieben wurde (s. u.). Saussure weist ferner darauf hin, „daß die Bindung des Papiers an das Gold, des Signifikanten an das Signifikat wandelbar, labil ist; durch nichts garantiert“ (Barthes 1988: 162). Ein analoges Verständnis der Zeichenform als Papiergegeld und des Zeicheninhalts als dessen (Gold-)Wert wird der Arbitrarität und Konventionalität der sprachlichen Bedeutung also in besonderem Maße gerecht.

Der Unterschied zwischen Münzgeld und Papiergegeld lässt sich mit Köller (2012: 417 ff.) auch auf Peirce' Zeichentypologie beziehen, indem ersteres als ikonische und letzteres als symbolische Geldform verstanden wird. Damit wird er dem Umstand gerecht, dass Edelmetalle die menschliche Arbeit in einer unmittelbaren, unwillkürlichen Art und Weise belegen, in der Papierscheine dies nicht tun (s. o.); statt von Ikonizität könnte hier jedoch eher von Indexikalität ausgegangen werden. Diese Zuordnung ermöglicht den Vergleich mit den drei verschiedenen Zeichentypen in der Sprache. Unter ikonischen Sprachzeichen versteht Köller (2012: 418) nicht nur – wie in der Linguistik üblich – Onomatopoetika, die Laute sprachlich abbilden, sondern vor allem auch Phänomene auf grammatischer Ebene wie Thema-Rhema-Strukturen, Ellipsen etc.; auch die Kompositionallität (s. 2.2.2) wird zuweilen als „strukturelle Ikonizität“ (Wiese 2003: 128) aufgefasst, in jedem Fall aber der Arbitrarität lexikalischer Zeichen gegenübergestellt (vgl. Linke et al. 2004: 157 ff.). Als indexikalische Phänomene in der Sprache können mit Blick auf die bisherigen Ausführungen vor allem kontext-sensitive Referenzhandlungen wie die Verwendung von Metaphern (s. 2.2.1), Fahnenwörtern (s. 3.2.1) oder auch generell der Gebrauch eines bestimmten Ausdrucks im Verhältnis zum Bezeichneten (s. 3.2) angesehen werden, da diese Formen kontextuellen Sprachgebrauchs jeweils die Perspektive der Sprechenden – ob bewusst oder unbewusst – indexikalisch ausweisen können. Indexikalische Sprachzeichen konstituieren sich also ebenfalls weniger auf lexikalischer, sondern eher auf kontextuell-pragmatischer Ebene, auf der sich das Verhältnis zwischen lexikalischer Einheit und Referenzobjekt ausdrückt.

Die Unterschiede zwischen Papier- und Münzgeld lassen sich in Käplers Analogie demnach ebenfalls auf symbolische und ikonische bzw. indexikalische (Sprach-)Zeichen übertragen. So ermöglicht etwa das gänzlich auf Konvention be-

ruhende Papiergele eine wesentlich flexiblere Verwendung als das ressourceaufwändige Waren- und Münzgeld, ist gerade dadurch jedoch auch stärker den Gefahren von Fälschung und Inflation ausgesetzt (vgl. Köller 2012: 418). Analog dazu lassen sich auch symbolische Sprachzeichen flexibler und heterogener gebrauchen i. e. mit Bedeutung aufladen (vgl. Köller 2012: 466), was sie jedoch gleichermaßen für ähnliche Phänomene von „falschem“ Gebrauch bzw. „Missbrauch“, Aneignung und Inflation anfällig macht. Genau wie beim symbolischen Papiergele

kann man auch über symbolische bzw. konventionelle Sprachzeichen den Sprachgebrauch flexibler gestalten als über ikonische und indexikalische Sprachzeichen. Aber ebenso wie Banknoten gegenüber Manipulationen gefährdeter sind als Goldmünzen, so sind auch symbolische Sprachzeichen gegenüber Sprachmanipulationen gefährdeter als ikonische und indexikalische. (Köller 2012: 419)

Rückblickend auf Nietzsches Warnung vor der Reduktion der Währungseinheit auf deren Materialität lässt sich feststellen, dass auch hier Sprachzeichen eher mit dem Papier- als dem Münzgeld vergleichbar sind, insofern das bilaterale, konventionelle Zeichen vonseiten der Sprachgemeinschaft weniger mit den Schallwellen bzw. der Druckerschwärze des Signifikanten gleichgesetzt zu werden droht, als vielmehr mit dem ideellen Wert des Signifikats – sei dies eine ausdrückende politische Haltung, Forderung etc.

4.1.4 Selbstreferenzialität von Sprach- und Geldzeichen

Beim Geld- sowie beim Sprachzeichen wird die Gleichsetzung der Zeichenform mit ihrem konventionellen Wert so interessant wie problematisch, wenn die Zeichenform auf nichts außerhalb des Zeichensystems mehr verweist. Bei Papierscheinen ist dies der Fall, sobald diese nicht mehr – wie oben mit Marx beschrieben – zu einem festen Wechselkurs einen Gegenwert in Gold repräsentieren, sondern das Prinzip des Goldstandards sukzessive aufgeweicht und schließlich aufgehoben wird, wie dies mit der Abschaffung des Bretton-Woods-Systems 1973 endgültig konsolidiert wurde. Bezeichnenderweise wird der Strukturalismus genau in diesem Zeitraum zum Poststrukturalismus radikaliert, indem der zuverlässige Verweis der Sprachzeichen auf einen außersprachlichen Signifikanten genauso aufgegeben wird wie der Verweis des Geldscheins auf eine Entität außerhalb des Geldes. Barthes bezieht Saussures Gedanken des *Valeur* entsprechend eindrücklich auf den des Geldwerts:

Wie schön wäre diese Zeit, diese Ordnung, diese Welt, diese Sprache, in der ein Signifikant in alle Ewigkeit für sein Signifikat einstünde, in der der Lohn der »gerechte« Preis der Arbeit wäre, in der die Papierwährung immer ihrem Goldwert entspräche! Denn dabei handelt es sich um eine allgemeine Reflexion über den Tausch: Für Saussure sind der Sinn, die Arbeit und das Gold die Signifikate des Lautes, des Lohns und des Geldscheins: *das Gold des Signifikats!* So schallt es uns aus allen Hermeneutiken entgegen, aus diesen Semiotiken, die bei der Bedeutung innehalten: Für sie begründet das Signifikat den Signifikant ganz genauso wie in der gesunden Geldwirtschaft das Gold die Währung begründet; eine typisch gaullistische Auffassung: *Behalten wir die Goldwährung und Drückt Euch klar aus*, so lauten die zwei Lösungen des Generals. (Barthes 1988: 161)

In diesem Fall definiert sich der Wert der verschiedenen Währungseinheiten (und im Übrigen auch der Währungen selbst)¹⁰² nur noch im Verhältnis zu anderen Währungseinheiten (und Währungen), die wiederum selbst nicht auf etwas außerhalb der Geld-Semiotik (wie etwa ein Edelmetall oder eine wertschöpfende Arbeit) verweisen.¹⁰³ Marx spricht daher auch von der „Autoreferenzialität des Geldzeichens“ (zitiert nach Attig 2021: 74), was in der Semiotik z. T. als eine „Zäsur in der Geschichte der Zeichentheorie“ (Attig 2021: 74) verstanden wird, die in der „tendenziellen Absorption des Symbolisierten durch das Symbol“ (Frerichs 2002: 356) besteht.

Analog dazu lässt sich auch Saussures *Valeur* verstehen; mit diesem „gelangt er aus der Sackgasse der Bedeutung heraus: Da die Beziehung zum Signifikat (zum Gold) ungewiß, brüchig ist, stabilisiert sich das gesamte System (der Sprache, der Währung) durch die Stellung der Signifikanten zueinander (der Währungen zueinander)“ (Barthes 1988: 162). Entsprechend wird das Gold des Signifikats (s. o.) ersetzt durch das „Gold des Signifikanten“ (Barthes 1988: 163). Dies führt sowohl beim Geld als auch in der Sprache zu einer „Verselbständigung der nominalen Valenz gegenüber der reellen, die sie verdrängt oder ersetzt“ (Attig 2021: 67): So verdrängt die Selbstbezüglichkeit der Geldscheine das Gold und die der Signifikanten das Referenzobjekt bzw. den abstrakten Signifikat. Durch diese Selbstbe-

102 Bei einzelnen Währungseinheiten kann dieses Verhältnis ganz trivial gelagert sein: Ein 10€-Schein ist doppelt so viel Wert wie ein 5€-Schein. Bei ganzen Währungen definiert sich – wenn auch nicht ihr Innenwert, ihre Kaufkraft – so doch zum mindesten ihr Außenwert, ihr Wechselkurs nur in Relation zu anderen Währungen. Und auch die Kaufkraft einer Währung definiert sich zwar über die Waren, gegen die sie getauscht werden kann; für diese wiederum ist jedoch seltener der Gebrauchs-, sondern häufiger der Tauschwert entscheidend für den Preis (vgl. 4.1.5).

103 Eine erwähnenswerte Bewegung zurück zur Grundlegung des Geldwerts in Arbeit – nämlich in energieaufwändiger maschineller Rechenarbeit – stellen Kryptowährungen wie der Bitcoin dar, die ähnlich wie Währungen mit Goldstandard auf „natürliche“ (weil mathematische) Knappheit und somit auf Deflation angelegt sind. Ammous (2018) spricht deshalb analog zum Goldstandard auch vom *Bitcoin Standard*.

züglichkeit offenbaren „sowohl Geld- als auch Sprachzeichen auf exemplarische Weise ein grundsätzliches zeichentheoretisches Problem [...], das dem linearen Kausaldenken erhebliche Schwierigkeiten bereitet“ (Köller 2012: 400).

Schon vor Barthes und nur kurz nach der endgültigen Abschaffung des Goldstandards verwarf bereits Baudrillard (2011/1976: 17) die zuverlässige Referenz von Zeichen auf einen Referenten zugunsten des relationalen *Valeur* in der Gesamtstruktur:

Vorbei ist es mit den Referenzialen der Produktion, der Signifikation, [...] mit der ganzen Äquivalenzbeziehung zu »realen« Inhalten [...]. Die andere Bahn des Werts setzt sich durch: die der totalen Beziehbarkeit und der allgemeinen Austauschbarkeit, Kombinatorik und Simulation.

An die Stelle der Referenz des Sprach- oder Geldzeichens „zu einem Realen der Produktion oder gar zu einem Goldstandard“ (Baudrillard 2011/1976: 18) tritt somit das bloße „Flottieren der Währungen und Zeichen“ (ebd.). Entsprechend wird nach Baudrillard durch dieses ökonomische Prinzip der Zeichen auch die Sprachmagie abgelöst: „[E]s war noch Magie, eine Art magischer Verbindlichkeit, die das Zeichen mit dem Realen verknüpfte; das Kapital hat die Zeichen von dieser »Naivität« befreit, um sie der reinen Zirkulation auszuliefern“ (ebd.). Insofern erhalten sowohl Geld- als auch Sprachzeichen erstens ihren Wert in wechselseitiger Referenz aufeinander und zweitens erfahren dadurch beide außerhalb dieses letztlich selbstreferenziellen Geld- oder Sprachsystems keine sinnvolle Verwendung (vgl. Attig 2021: 71). Baudrillard legt seiner Theorie der semiotischen Selbstbezüglichkeit – der *reinen Zirkulation* oder *Simulation* – jedoch eine weitere ökonomische Analogie zugrunde: die von Gebrauchs- und Tauschwert der Zeichen (vgl. Baudrillard 2011/1976: 81), die es im Folgenden zu ergründen gilt.

4.1.5 Gebrauchs- und Tauschwert von Wörtern und Waren

Schon vor Baudrillard leitet Rossi-Landi (1974/1968: 81) von seiner Theorie der sprachlichen Arbeit (s. 4.1.2) den Gedanken eines Gebrauchs- und Tauschwertes der Wörter ab. Unter dem Gebrauchswert der Wörter versteht er deren Eignung, kommunikative Bedürfnisse zu befriedigen (Rossi-Landi 1974: 83). Der Tauschwert der Wörter ist für ihn hingegen „in den wechselseitigen Relationen zu suchen, in welche sie innerhalb der Sprache, zu der sie gehören, eintreten“ (Rossi-Landi 1974: 81) und die schon in Saussures *Valeur* beschrieben sind. Rossi-Landi (1974: 83) betont dabei, dass „jeder Ausdruck und jede Nachricht als Einheit von Gebrauchs- und Tauschwert“ zu verstehen ist. Baudrillard fasst einen ähnlichen Gedanken, führt diesen jedoch radikal weiter und gibt die Einheit von Gebrauchs-

und Tauschwert letztlich zulasten des ersteren auf. Den Gebrauchswert, der „die konkrete Behandlung der Ware im Konsum“ bestimmt (Baudrillard 2011/1976: 17), versteht er in Bezug auf das Zeichen ähnlich wie Rossi-Landi als dessen funktionalen Wert oder „Referenzwert“ (ebd.: 16), der auf dem Verhältnis zwischen Signifikant und Signifikat beruht. Dem Tauschwert, der „auf die Austauschbarkeit aller Waren untereinander in der Äquivalenzform“ hinweist (Baudrillard 2011/1976: 17), ordnet er aufseiten der Sprache den strukturellen Wert der Zeichen zu, den er ebenfalls im Verhältnis zwischen den Signifikanten selbst begründet sieht (vgl. ebd.: 16 f.).

Die Selbstreferenzialität von Sprache und Markt (s. 4.1.4) lässt sich vor diesem Hintergrund als eine Überwölbung des Gebrauchswertes durch den Tauschwert begreifen, wie vor allem Baudrillard sie beschreibt. Indem Baudrillard und Rossi-Landi dem Zeichen einen Gebrauchs- und einen Tauschwert zuschreiben, konzipieren sie es weniger als Währungseinheiten, sondern vielmehr als konsumierbare Ware (s. o. Baudrillard 2011/1976: 17), die sich nach Marx gerade durch diese „Zwieschlächtigkeit“ (Attig 2021: 4), diesen Dualismus von Gebrauchs- und Tauschwert auszeichnet (vgl. ebd.: 4 f.). Diese Konzeption von Zeichen als Waren muss der Analogie zum Geld nicht widersprechen, sondern kann diese vielmehr ergänzen, wenn man sich an Marx‘ (2019/1867: 150) Diktum erinnert, nach dem dieselbe Entität je nach Zusammenhang die Funktion eines Rohmaterials, eines Arbeitsmittels, eines Produktes bzw. einer Ware sowie eines Geldes erfüllen kann¹⁰⁴ – und so auch sprachliche Einheiten. Man denke auch an Köllers (2012: 418) Ausführungen zum Warengeld (wie z. B. Zigaretten), das im einen Kontext als Ware konsumiert, im anderen (z. B. im Gefängnis) als Währung getauscht werden kann. Die Überwölbung des Gebrauchswertes durch den Tauschwert der Zeichen lässt sich also insbesondere an Waren z. B. in der kulturellen Semiotik der Mode verstehen, von der auch Saussure wie viele seiner Zeitgenossen fasziniert war (vgl. Barthes 1988: 160). Auch Baudrillard (2011/1976: 92) widmet sich insbesondere Phänomenen aus der Mode, um die „Mutationen“ der Ordnung sprachlicher Zeichen und Zeichen allgemein zu veranschaulichen. Baudrillard geht dabei von einer Art gesellschaftlich-historischen Wandel der semiotischen Verweisfunktionen überhaupt aus, der im Folgenden unter dem Vorbehalt vorgestellt werden soll, diese verschiedenen Funktionsweisen von Zeichen nicht als diachrone Abfolge zu verstehen, sondern als bestehende Potenziale und als kontingentes Beschreibungsinstrumentarium zu bewahren.

¹⁰⁴ Vgl. hierzu auch Marx (2012/13: 107): „Eine Ware scheint nicht erst Geld zu werden, weil die andren Waren allseitig ihre Werte in ihr darstellen, sondern sie scheinen umgekehrt allgemein ihre Werte in ihr darzustellen, weil sie Geld ist.“

An der Mode zeichnet Baudrillard vor allem das erste Schema der semiotischen Werte nach, das für die vorliegende Untersuchung von besonderem Interesse ist: die Imitation. „Die Imitation (und gleichzeitig auch die Mode) entsteht mit der Renaissance, mit der Auflösung der feudalen Ordnung durch die bürgerliche Ordnung und dem Beginn des offenen Wettbewerbs auf dem Gebiet der Distinktionszeichen“ (Baudrillard 2011/1976: 92). Zuvor, in einer Stände- oder Kastengesellschaft kann es keine Mode geben, da die Imitation der Distinktionszeichen unmöglich, zumindest aber strengstens untersagt ist: „Ein Verbot schützt die Zeichen und sichert ihnen eine absolute Klarheit: Jedes verweist zweifelsfrei auf einen Status [...] – und entsprechend wird auch die Vermischung von Zeichen bestraft: als schwerer Verstoß gegen die Ordnung der Dinge selbst“ (Baudrillard 2011/1976: 92 f.).¹⁰⁵ Ökonomisch betrachtet sind die Zeichen durch das Verbot der Imitation „zahlenmäßig begrenzt, ihre Verbreitung ist beschränkt“ (Baudrillard 2011: 93); ihr Wert ist entsprechend durch ihre Knappheit gedeckt. Mit dieser Beschränkung ist auch ihr Gebrauchswert verbunden, insofern sie zur Referenz auf vermeintlich außersprachliche Unterschiede gebraucht werden können. Die Aufhebung der Ständegesellschaft und damit der „Exklusivität der Zeichen“ (Baudrillard 2011/1976: 95) leitet jedoch die Möglichkeit der Imitation ein, die Distinktionszeichen ihrer starren Ordnung enthebt und einem freien Wettbewerb – bzw. einem Wettkampf zwischen Delimitation und Assimilation, zwischen Abgrenzung und Nachahmung ausliefert; „die Mode, diese überstürzte Nachahmung einer stets eingeholten Neuigkeit, ist der Triumph dieser gesellschaftlichen Nachahmung (sie zwingt die Bourgeoisie, sich außerhalb der Mode in der bloßen und schwierigen »Distinktion« zu behaupten“) (Barthes 1988: 160). So beschreibt auch Bourdieu (1974: 58) für neuzeitliche Klassengesellschaften zwar die besondere Rolle von Distinktions- bzw. „Unterscheidungszeichen, kraft derer Subjekte ihre Stellung in der Sozialstruktur ausdrücken und zugleich für sich selbst und die anderen [...] konstituieren“; zugleich führen die Möglichkeiten der Imitation eben dieser Zeichenformen jedoch zu einem Verlust der Eindeutigkeit in der Ausdrucksfunktion der sozialen Stellung. Werden die Unterscheidungszeichen von eben jenen imitiert, von denen man sich unterscheiden will, bedarf es neuer Unterscheidungszeichen, die wiederum nicht vor Imitation und Inflation (s. 4.1.6, vgl. 4.3) bewahrt werden können. Bourdieu beschreibt diese Dynamik später als

¹⁰⁵ Man denke heute ggf. an soziale Normen, die die Imitation von Zeichen, die durch Homogenität nach innen und Distinktion nach Außen kulturelle Identität symbolisieren, als *kulturelle An-eignung* und sanktionieren. Im Gegensatz zu Baudrillards Ständegesellschaft folgen Sie nicht etwa einer repressiven Gesellschaftsordnung, doch das rein semiotische Prinzip bleibt vergleichbar: Das Verbot der Imitation schützt die Zeichen vor der Inflation der Ausdrucksfunktion (s. 4.1.6, vgl. 4.3) und sichert somit die distinktive Identität, auf die sie verweisen sollen.

„Dialektik der Distinktion“ (Bourdieu 1999: 205; vgl. ebd: 379), die sich darauf gründet, dass sich die Zeichen untereinander tauschen und formal voneinander abgrenzen, was wiederum ihren Tauschwert konstituiert (s. 4.3.4).

Die beiden weiteren von Baudrillard beschriebenen Zeichen-Schemata bzw. „Simulakren“ (ebd.: 2011/1967: 92) bauen auf dem grundlegenden Prinzip der Imitation auf und sollen hier nur knapp umrissen werden. Als Simulakrum zweiter Ordnung beschreibt Baudrillard das der Produktion, das er mit dem industriellen Zeitalter in Verbindung bringt. Auch in der Produktion von Zeichen werden die Beschränkungen ihres Gebrauchs aufgehoben, die Imitation wird jedoch nicht bloß ermöglicht, sondern durch die Regeln ihrer Produktion und Vermehrung (auch hier entsprechen die Zeichen also konsumierbaren Waren) geradezu notwendig (vgl. Baudrillard 2011/1976: 93 f.). Die Voraussetzung der Produktion ist entsprechend nicht mehr die Nachahmung, sondern

die Serie, das heißt die Möglichkeit, zwei oder n identische Objekte zu produzieren. Zwischen ihnen besteht kein Verhältnis wie zwischen Original und Imitation, auch kein Verhältnis der Analogie oder Spiegelung, es herrscht die Äquivalenz, die Indifferenz. [...] Nur durch das Verschwinden der ursprünglichen Referenz kann das allgemeine Äquivalenzgesetz sich durchsetzen, das heißt, es ist die Voraussetzung für die Möglichkeit jeglicher Produktion. (Baudrillard 2011/1976: 101)

Eine solche Dynamik der Zeichen bei Baudrillard ähnelt insofern der von Adorno & Horkheimer (2017/1944: 128 ff.) beschriebenen Kulturindustrie, in der erstrebenswert erscheinende Modetrends nicht nur individuell nachgeahmt, sondern in einer Art „Massenbetrug“ (ebd.: 128) jedem Lebensbereich als einem potenziellen Absatzmarkt aufgezwungen und übergestülpt werden.

Wird mit dem Simulakrum der Produktion die Unterscheidung zwischen Original und Kopie zugunsten der Serienproduktion identischer Werte aufgehoben, so geht das Simulakrum der dritten Ordnung nach Baudrillard noch einen Schritt weiter, indem es die Produktion der Werte durch deren Simulation ersetzt. Im Simulakrum der Simulation, das nach Baudrillard die Gegenwart beherrscht, macht die

Serienproduktion der Erzeugung von Modellen Platz. Es handelt sich dabei um eine Verkehrung von Ursache und Wirkung, denn alle Formen ändern sich von dem Moment an, wo sie nicht mehr mechanisch reproduziert, sondern im Hinblick auf ihre Reproduzierbarkeit selbst konzipiert werden. (Baudrillard 2011/1976: 103 f.)

Entsprechend werden Zeichen nicht mehr als Original und Imitation erzeugt und auch nicht mehr als eine Serie gleichwertiger Massenwaren, sondern als „Modelle, aus denen alle Formen durch eine leichte Modulation von Differenzen hervorgehen. Nur die Zugehörigkeit zum Modell ergibt einen Sinn, nichts geht mehr

einem Ziel entsprechend vor, alles geht aus dem Modell hervor“ (Baudrillard 2011/1976: 104). Demnach vermögen die Zeichen nicht mehr, Unterschiede zwischen den Referenten oder den Zeichenbenutzern auszudrücken oder sprachlich zu konstruieren, sondern verweisen nur noch auf die Unterschiede zwischen einander und somit letztlich auf sich selbst. Später fasst Baudrillard (1991/1983: 10) Mode und Simulation in diesem Zusammenhang auch unter einer Ekstase der Formen zusammen: „Die Mode ist die Ekstase des Schönen: sie ist die reine und leere Form einer um sich selber kreisenden Ästhetik. Die Simulation ist die Ekstase des Realen: [...] alle realen Ereignisse folgen dort in einem rein ekstatischen Verhältnis aufeinander“. Statt die Simulation hier jedoch als zwangsläufig vorherrschende Ordnung der Zeichen überhaupt anzunehmen, sollen ihre Dynamiken im Folgenden nur zur Beschreibung einzelner, contingenter semiotischer Phänomene dienen. Von nachhaltiger Relevanz bleibt für die vorliegende Untersuchung vor allem das Prinzip der Imitation bzw. prinzipiellen Imitierbarkeit arbiträrer Zeichen, das für Baudrillards letztlich schwer greifbare Konzeptionen von deren Produktion und Simulation grundlegend bleibt.

Mit den Umbrüchen von einer strikten Beschränkung der Zeichen, die ihre Gebrauchsfunktion sichern, über ihre Imitation, Produktion und Simulation, in der sich ihre Referenz in wechselseitiger Differenzierung zunehmend auf einander richtet, beschreibt Baudrillard eine Überwölbung des Gebrauchswertes von Zeichen durch ihren Tauschwert¹⁰⁶: Statt dass sie zur zuverlässigen Referenz auf außersprachliche Sachverhalte gebraucht werden könnten, bestimmt sich ihre Position im System nur noch durch die Tauschbedingungen zu anderen Zeichen: „Der Referenzwert wird abgeschafft und übrig bleibt allein der strukturelle Wertzusammenhang. Die strukturelle Dimension verselbständigt sich durch den Ausschluss der Referenzdimension, sie gründet sich auf deren Tod“ (Baudrillard 2011/1976: 92). Rückblickend auf Rossi-Landi (1974: 83) lässt sich diese Überwölbung so auffassen, dass Wörter ihren Gebrauchswert zum Verweis auf ein Referenzobjekt

¹⁰⁶ Man vergleiche z. B. in der Analogie der (Mode-)Ware, wie der Preis etwa eines T-Shirts der Marke Gucci sich nicht aus dessen Gebrauchswert oder Nützlichkeit ergibt (es hält nicht wärmer oder ist atmungsaktiver als ein T-Shirt etwa von Tom Tailor), sondern über das Verhältnis, zu dem es mit anderen Waren getauscht werden kann. Innerhalb dieses Verhältnisses bezieht die Ware als Statussymbol (vgl. 4.2) ihren Wert wiederum aus der Tatsache, dass nicht jeder sie sich leisten kann, was für Knappheit und Zuverlässigkeit der Verweisfunktion sorgen soll (s. o.) und so die Selbstreferenzialität des Warenmarktes dahingehend ad absurdum führt, dass sich der Preis eines Statussymbols durch dessen Preis selbst rechtfertigt. Um diese Knappheit und somit den Wert der Waren zu sichern, greifen Luxusmarken zu drastischen Maßnahmen: So hat z. B. Burberry bis 2018 unverkaufte Kleidung im Wert von jährlich etwa 32 Millionen Euro verbrannt (vgl. <https://www.handelsblatt.com/unternehmen/handel-konsumgueter/luxusmodemarken-burberry-stoppt-verbrennen-von-nicht-verkaufter-kleidung/23003650.html>).

nicht von selbst erhalten, sondern erst durch die wiederum sprachliche Arbeit, in der ihre komplexen Gebrauchsmöglichkeiten erst als Tauschwert konventionalisiert wurden. Lassen sich die Wörter nicht mehr auf eine entsprechende sprachliche Arbeit zurückführen, verlieren sie ihren Tausch- und damit auch ihren Gebrauchswert. Durch die Selbstreferenzialität des Geldes (s. 4.1.4) sowie die soeben dargelegte Überwölbung des Gebrauchs- durch den Tauschwert der Ware ist ihr jeweiliger Wert verschiedensten Kontingenzen ausgeliefert. Es entsteht die Gefahr der Inflation – des Warenwerts, des Geldwerts und gleichsam auch des sprachlichen Zeichenwerts.

4.1.6 Inflation von Wörtern und Währungen

Schon Baudrillard (2011/1967: 18) selbst erkannte, dass die Selbstreferenzialität der flottierenden Geld- und Sprachzeichen „mit einer unbegrenzten Spekulation und Inflation einher[geht]“. Grundsätzlich lässt sich die Metapher der Inflation sprachlicher Werte mit Köller wie folgt verstehen:

Das Problem der Inflation wird beim Geld immer dann aktuell, wenn sich herausstellt, dass die jeweiligen Geldstücke bzw. Geldzeichen nicht mehr den eigentlich zu erwartenden Kaufwert haben, und in der Sprache immer dann, wenn sich herausstellt, dass die jeweiligen Sprachzeichen nicht mehr die eigentlich zu erwartenden Differenzierungs- bzw. Informationsaufgaben erfüllen. (Köller 2012: 460)

Beim Geldzeichen ergibt sich die Grundlage der Inflationsgefahr im Verlust der Materialität des Geldes, wenn die Währungseinheiten die Edelmetalle als Produkte menschlicher Arbeit nicht mehr physisch enthalten, sondern konventionell auf diese verweisen; oder der Zusammenhang zwischen Geldschein und Materialität bzw. Arbeit gar gänzlich aufgegeben wird (s. 4.1.2, 4.1.3).¹⁰⁷

Auch in der Sprache ergibt sich die Inflationsgefahr aus der fehlenden Erkennbarkeit menschlicher Arbeit im Zeichen, wenn erstere letzteres nicht mehr konventionell stützt und die Zeichenbedeutung somit nicht mehr als Produkt sprachlicher Arbeit gesehen wird, sondern als kostengünstige bzw. angeeignete Ware zur kurzfristigen Erfüllung der eigenen kommunikativen Zwecke (vgl. Rossi-Landi 1974: 77 in 4.1.2; vgl. ebd.: 83 in 4.1.5). In Analogie zu Währungseinheiten, deren Wert nicht in dem Maße das Produkt menschlicher Arbeit darstellen, mit dem sie getauscht werden sollen, ist bei einem inflationären Wortge-

¹⁰⁷ Attig (2021: 75) spricht jedoch auch von der Möglichkeit einer imaginären „Resubstantialisierung von Ware und Geld als Gegenbewegung zur Entqualifizierung“. Inwiefern sich auch dieser Gedanke auf die Ökonomie der Zeichen übertragen lässt, soll in Kapitel 4.3.4 erprobt werden.

brauch auch von sprachlicher *Falschmünzerei* die Rede (Köller 2012: 464; Leoni in Rossi-Landi 1974: 271). Köller (2012: 464) fasst das Problem wie folgt zusammen:

Der Gebrauch manipulierter Geld- und Sprachformen kann den jeweiligen Verwendern kurzfristig bestimmte Vorteile bringen, aber keineswegs langfristig. Falschgeld und Lügen bzw. erfahrungserne Begriffe haben immer kurze Beine. Ein täuschender Geld- und Sprachgebrauch desavouiert langfristig nicht nur diejenigen, die ihn praktizieren, sondern auch Geld und Sprache als Medien und als Zeichensysteme, weil beide unter Betrugs- oder Inflationsverdacht geraten, wenn ihre Nominalwerte keinen fassbaren Realwert mehr besitzen.

Die Inflation von Zeichen ergibt sich für Köller also durch einen generalisierenden Gebrauch derselben und äußert sich in einem „semantischen Wertverlust“ (Köller 2012: 465), also im Verlust der Nützlichkeit des Signifikanten, mit ihm auf ein spezifisches, konventionalisiertes Signifikat verweisen zu können – im Verlust des Gebrauchswerts (s. 4.1.5). Köller illustriert eine solche Inflation am Beispiel von Modewörtern wie „*kreativ, kritisch, modern, emanzipatorisch* [...], die durch einen ausufernden Gebrauch zu Worthülsen geworden sind, die sich mit allen möglichen Vorstellungsinhalten füllen lassen“ (Köller 2012: 465).

Dabei bezieht Köller den semantischen Wertverlust der Zeichen jedoch nur auf deren Verweisfunktion auf die versprachlichten Sachverhalte und Konzepte, im Sinne eines Verlusts der Darstellungsfunktion. Diese sieht er im Beispiel der Modewörter durch die symptomatische Ausdrucksfunktion der Wörter überschrieben (vgl. 3.2).

Durch diesen inflatorischen Gebrauch haben sie an semantischer Differenzierungsschärfe verloren und sind zu Zeichen eines bestimmten emotionalen Stallgeruchs bzw. Jargons geworden, die uns eher etwas über die Gruppenzugehörigkeit und Befindlichkeit der jeweiligen Verwender mitteilen als über die Besonderheit eines Sachverhalts. (Köller 2012: 465)

In 3.2 wurde eine solche politische Ausdrucksfunktion als essentieller Teil des demokratischen Wortstreits und der politischen Positionierungsmöglichkeiten im Diskurs vorgestellt. Eine Überwölbung der Darstellungs- durch die Ausdrucksfunktion würde einen umstrittenen Sprachzeichen also keineswegs das Potenzial nehmen, eine konstruktive Rolle bei der Diskursprogression zu spielen. Im Hinblick auf den vorgestellten Verlust der Exklusivität der Zeichen, deren Imitation und den Verlust ihrer Funktion als Distinktionszeichen (s. 4.1.5) muss jedoch für Modewörter genauso wie für Mode-Waren angenommen werden, dass auch die symptomatische Ausdrucksfunktion einer Inflation anheimfallen kann.

Die potenzielle Inflation der symptomatischen Ausdrucksfunktion, bei der ein Zeichen seine Funktion als Distinktionsmarker, als Fahnenwort verliert, hängt also vom Maße der Imitation des Zeichens außerhalb der zu repräsent-

tierenden Gruppe ab. Wie weitläufig der Anreiz für eine solche Imitation im Diskurs wiederum ist, hängt u. a. davon ab, welche Auswirkungen der Gebrauch des jeweiligen Zeichens auf das Prestige des jeweiligen Zeichenverwenders hat (vgl. 3.3). So hebt auch Baudrillard für die von ihm beschriebenen Umbrüche des semiotischen Werts (s. 4.1.5) die Rolle des Prestiges hervor; etwa bedeuten die Zeichen vor der Möglichkeit ihrer Imitation für ihn noch „etwas materiell Unterscheidendes, sie haben eine Finalität und ihre Verwendung hängt mit dem Prestige, dem Status, den sozialen Unterschieden zusammen“ (Baudrillard 2011/1976: 104). Die Imitation und die Ökonomisierung der Zeichen jedoch gehen „[m]it der Übertragung der Prestigewerte und -zeichen von einer Klasse auf die andere“ (Baudrillard 2011/1976: 93 f.) einher, die die Zuverlässigkeit der symptomatischen Ausdrucksfunktion der Distinktionszeichen und Prestigesymbole untergräbt. Diese Zusammenhänge sollen im folgenden Kapitel als *Prestigeökonomie* beschrieben werden.

4.2 Prestigeökonomie und die Ökonomie des Sozialen

4.2.1 Kommunikative Grundlagen der Prestigeökonomie

Nicht nur den Zeichen wird – wie in 4.1 beschrieben – ein konventioneller Wert zugeschrieben, der sich in ökonomischen Prozessen fassen lässt; auch das Soziale im Allgemeinen ist, wie wiederum Baudrillard (1991/1983: 67) feststellt, „wie jede beliebige Ware dem Gesetz der Knappheit, der Produktion und des Tausches unterworfen“. Wenn sprichwörtlich z. B. im Englischen davon die Rede ist, *to take/get/give credit for something*, dann werden Prestige und soziales Ansehen als privates Kapital verstanden, auf das eingezahlt werden kann.

In Kapitel 3.3 wurde synoptisch vorgezeichnet, wie die symptomatische Ausdrucksfunktion von Einzelzeichen für bestimmte politische Haltungen an Präzision und Zuverlässigkeit verliert, wenn die Unterscheidungszeichen nicht mehr zur politischen, sondern zur moralischen Abgrenzung gebraucht werden und wenn so durch Auswirkungen auf das soziale Ansehen Anreize zur Imitation bestimmter Zeichen entstehen. Nachdem ein solcher Verlust der symptomatischen Ausdrucksfunktion nun als ökonomischer Prozess der Inflation des Zeichenwertes begriffen werden kann (s. 4.1), sollen im folgenden Kapitel auch die sozialen Dynamiken, die die erwähnten Anreizstrukturen zu einer solchen Imitation von Zeichen schaffen, als quasi-ökonomische Prozesse, als Formen einer Prestigeökonomie beschrieben werden. Dabei soll nacheinander auf die folgenden Aspekte eingegangen werden:

- die Ökonomie als Erklärungsmodell für das Phänomen des Prestiges im Allgemeinen (s. 4.2.1.1),
- die Prestigeökonomie als evolutionspsychologisches Prinzip im Speziellen (s. 4.2.1.2),
- Prestigesymbole als teure Signale einer indexikalischen Kommunikation (s. 4.2.1.3),

4.2.1.1 Ökonomische Erklärungsansätze des Prestiges

Bevor das Konzept der Prestigeökonomie auf seine evolutionspsychologischen Grundlagen zurückgeführt und weiter ausdifferenziert wird, kann zunächst der Begriff des Prestiges im Allgemeinen mit der Ökonomie als Erklärungsmodell in Verbindung gebracht werden. In 3.3 wurde Prestige bereits mit Strasser & Brömmе (2004: 412) als soziale Wertschätzung definiert und als gradueller Phänomen verstanden, an dessen gegenüberliegendem Pol das Stigma als soziale Geringsschätzung angesiedelt werden kann. Durch diese skalare, eindimensionale Abstufung unterscheidet sich das dynamische Prestige auch vom Status, der nach Strasser & Brömmе (2004: 413) eine relativ feste Position im sozialen System beschreibt, von der jede Person je nach Kontext mehrere einnehmen kann. Entscheidend ist, dass Prestige insbesondere in Industriegesellschaften – im Gegensatz zu feudalen Ständegesellschaften – nach der individuellen Leistung im Zusammenhang mit zentralen gesellschaftlichen Werten vergeben wird; seien diese mit Fleiß, Bildung, Frömmigkeit oder mit Rücksichtnahme, Sensibilität und sogenannter „Wokeness“¹⁰⁸ verbunden (vgl. Strasser & Brömmе 2004: 414). Mit Franck (1998: 119 f.) kann Prestige auch als unspezifischer Oberbegriff verstanden werden für verschiedene, mit positiver Aufmerksamkeit verbundene Phänomene wie Ansehen, Beachtung, Anerkennung, Reputation, bis hin zu Prominenz und Ruhm.

Nun ist die Frage, wie sich das so begriffene Phänomen des Prestiges unter ökonomischen Gesichtspunkten fassen lässt. Franck (1998: 22) stellt fest, „daß sich die Ökonomik ganz allgemein mit der Entmaterialisierung des Wirtschaftsprozesses schwertut“ (vgl. 4.1) und bemängelt daher: „Es fehlt eine Einkommens- und Verteilungstheorie der Beachtung. Es fehlt die ökonomische Theorie des Prestiges“ (ebd.). Ein problematischer Aspekt einer solchen Theorie ist nach Franck (1998: 21) die für die Ökonomie zentrale „Unterstellung, daß die Individuen, deren Zusammenspiel untersucht wird, rational ihren Vorteil verfolgen“. Mit dieser Unterstellung gehen zwar keinerlei Einschränkungen über die getauschten Güter oder deren Materialität bzw. Immateriellität einher (vgl. Franck 1998: 22); proble-

¹⁰⁸ Zur Begriffsgeschichte von *woke* vgl. Bettag et al. (2023).

matisch ist bei der Übertragung der ökonomischen Unterstellung von Rationalität jedoch die Tatsache, dass die gesellschaftlichen Quellen von Prestige contingent, unentwegt im Wandel und (etwa wenn sie sich aus moralischen Intuitionen ableiten; s. 3.1, 3.3) nicht immer rational greifbar sind (vgl. Strasser & Brömmle 2004: 412). Entsprechend lassen sich die ökonomischen Prinzipien von Rationalität und Antizipierbarkeit nur partikular auf die Anreizstrukturen beziehen, die aus bestehenden gesellschaftlichen Wertvorstellungen hervorgehen (vgl. Strasser & Brömmle 2004: 414), nicht aber uneingeschränkt auf Phänomene wie Aufmerksamkeit, Selbstbild und Prestige insgesamt, die „sich nicht auf den Bereich des Kalkulierbaren einschränken“ lassen (Franck 1998: 24).

Dennoch lassen sich innerhalb dieser Einschränkungen diverse Parallelen, aber auch direkte Interdependenzen zwischen Prestige und Ökonomie ausmachen. Zum einen steht Prestige in einer wechselseitigen Abhängigkeit zu ökonomischen Aspekten wie Beruf, Bildung, Einkommen etc., insofern diese einerseits Quelle andererseits aber auch Folge von Prestige sein können (vgl. Strasser & Brömmle 2004: 413). Bourdieu (1982: 279 ff., 439 ff., 447) beschreibt diese Zusammenhänge, indem er Prestige als eine Form symbolischen Kapitals versteht, das zu sich wandelnden Wechselkursen in ökonomisches Kapital eingetauscht werden kann – und umgekehrt (vgl. hierzu auch Magerski 2005: 120 f.). Die „Dialektik von sozialer Lage und Habitus“ (Bourdieu 1982: 281) ist demnach die Grundlage eines „Prozesses, worin die Verteilungsstruktur des Kapitals [...] in die Verteilungsstruktur des in seiner objektiven Wahrheit verkannten symbolischen und legitimen Kapitals verwandelt wird“ (ebd.). Zum anderen beschreibt Prestige somit nicht nur eine Form positiver Aufmerksamkeit, sondern gerade die nachhaltigen, angehäuften persönlichen Vorteile, die eine Person aus dieser Aufmerksamkeit bezieht. Für Franck (1998: 119) ist Prestige daher „[d]ie unspezifische Form kapitalisierter Beachtung“ bzw. die „wichtigste [...] ursprüngliche Form der Kapitalisierung eingenommener Aufmerksamkeit“ (ebd.: 120).

Somit ergeben sich für das Prestige nicht nur Berührungspunkte, sondern auch Parallelen in der Funktionsweise zu ökonomischen Phänomenen. Ähnlich wie ökonomisches Kapital kann Prestige erarbeitet bzw. erworben und angehäuft werden – durch sprachlichen (Aus-)Tausch sowie aktive „Imagearbeit“ (Holly 2017: 882; hier im politischen Kontext) bzw. *face-work* (vgl. Franck 1998: 99 f.). Das *face* oder Gesicht einer Person „as the positive social value a person effectively claims for himself by the line other assume he has taken during a particular contact“ (Goffman 1955: 213) stellt somit die partikulare, lokale Größe der Inter- bzw. Transaktion dar, die auf das Prestige der Beteiligten eingezahlt wird. *Face-work*

verhält sich also zum Prestige in etwa wie der Handel zum Kapital.¹⁰⁹ I. d. R. geht es dabei nicht nur um den antizipierten Eindruck, den man auf das unmittelbare Gegenüber macht, sondern um eine darüber hinausreichende „öffentliche Schauseite“ (Franck 1998: 98). Diese Schauseite konstituiert sich entweder unmittelbar über weitere Rezipierende der Interaktion, mittelbar über die antizipierten Konversationen, die das Gegenüber anschließend über einen führen könnte und die das eigene soziale Ansehen als Fremdbild bestimmen, oder aber – eng damit verbunden – über das Konstrukt des „generalisierten Dritten“ (Franck 1998: 99), das als introjizierte Fremdwahrnehmung verstanden werden kann, von der die Selbstwahrnehmung und Selbstschatzung abhängen (vgl. Franck 1998: 99 f.); oder auch als Introjektion gesellschaftlicher Gebote und Verbote, mit denen sich das Subjekt nicht notwendigerweise identifiziert (vgl. Fromm 1991/1976: 37.), sondern die es ggf. lediglich durch „Imitation oder Unterordnung“ einhält (ebd.).¹¹⁰ Hierin deutet sich bereits an, inwiefern Normentreue respektive -Untreue sich (unabhängig von der dahinterstehenden Motivation) auf das Prestige auswirken kann (s. u., vgl. 3.3). Auch und gerade über die bloße Normeinhaltung hinaus kann das Zur-Schau-Stellen der eigenen Moral – ggf. in Abgrenzung zu Amoralität eines Dritten – als ein sprachliches Verhalten angesehen werden, mit dem unter den richtigen Umständen auf das eigene Prestige-Konto eingezahlt wird (vgl. 3.3): „Das Moralisieren ist eine unspezifische Ressource, zugleich Währung und Zirkulationsmittel für die Machtlosen und Ressource für die Mächtigen“ (Knobloch 2020: 127).

Fromm (1991/1976: 141) spricht in diesem Zusammenhang vom „Marketing-Charakter“ zwischenmenschlichen Verhaltens, „weil der einzelne sich selbst als Ware und den eigenen Wert nicht als »Gebrauchswert«, sondern als »Tauschwert« erlebt. Der Mensch wird zur Ware auf dem »Persönlichkeitsmarkt«“ (ebd.). Debord (1996/1967: § 17) sieht hierin die „Herrschaft der Wirtschaft über das gesellschaftliche Leben“ vorangetrieben, deren erste Phase – nämlich die „Degradierung des Seins zum Haben“ (ebd.) – auch Fromm (1991/1976) in *Haben oder Sein* beschreibt. Debord (1996/1967: § 17) schließt dieser Verschiebung nun in seiner Gesellschaft des Spektakels eine zweite Phase an:

Die gegenwärtige Phase der völligen Beschlagnahme des gesellschaftlichen Lebens durch die akkumulierten Ergebnisse der Wirtschaft führt zu einer verallgemeinerten Verschiebung vom Haben zum Scheinen, aus welchem jedes tatsächliche „Haben“ sein unmittelbares Prestige und seinen letzten Zweck beziehen muß.

¹⁰⁹ Vgl. hierzu Ryles (1971: 54) Analogie in 4.1: „Roughly, as Capital stands to Trade, so Language stands to Speech“.

¹¹⁰ Vgl. hierzu auch Foucaults (1976) Prinzip des Panoptismus.

Dies lässt sich so verstehen, dass auch das ökonomische Kapital (Haben) keine Finalität darstellt, sondern nur Mittel zum Zweck der Erlangung größeren symbolischen Kapitals (Scheinen) darstellt – etwa in Form von Prestigesymbolen (s. 4.2.1.3).

Vom *Tauschwert* oder auch *Buchwert* des Prestiges kann ferner deshalb gesprochen werden, weil es sich als Gut tauschen und weitergeben lässt: „In den Buchwert der Aufmerksamkeit, die ich von jemandem beziehe, geht auch ein, wieviel die bezogene Seite ihrerseits bezieht. Die Beachtung seitens derer, die reich an Beachtung sind, zählt mehr als die Beachtung seitens derer, die unscheinbar bleiben“ (Franck 1998: 116).¹¹¹ So lässt sich bspw. auch das Berufsprestige nicht derart simpel ablesen wie etwa ökonomisches Kapital, sondern nur in der Anerkennung Anderer, die wiederum selbst nur dann einen Wert hat, wenn diese Anderen wiederum ein hohes Berufsprestige im entsprechenden Bereich aufweisen (vgl. Strasser & Brömme 2004: 414). Somit lässt sich für den Tauschwert des Prestiges dieselbe Selbstbezüglichkeit feststellen wie für den des Geldes, der Waren und der Zeichen (s. 4.1).

4.2.1.2 Prestigeökonomie als evolutionspsychologisches Prinzip

Nachdem nun grob erste ökonomische Ansätze zur Erklärung der Funktionsweisen von Prestige nachgezeichnet wurden, soll im Folgenden ein spezifischeres Konzept der Prestigeökonomie für die vorliegende Untersuchung fruchtbar gemacht werden. Das Ansammeln von Prestige durch Zur-Schau-Stellen von Werten, die bei potenziellen Kooperations- und Sexualpartnern Anerkennung finden sollen, löst in sozialen Gruppen das moralische Prinzip der direkten Reziprozität ab, wenn die anerkannten Werte moralischen bzw. altruistischen Charakter haben. Während direkte Reziprozität ein ausgewogenes Geben und Nehmen zwischen zwei Kooperationspartnern darstellt, lässt sich das „Image-Scoring“ (Voland 2004: 178) in einer Prestigeökonomie eher als indirekte Reziprozität verstehen: „Wer viel gibt, steigert sein gesellschaftliches Ansehen, und dies kommt ihm in Notlagen zu Gute“ (ebd.). Dieser Prestige-Aspekt moralischen Verhaltens erklärt auch den in 3.1.1 beschriebenen Publikumseffekt, nach dem Menschen sich unter Beobachtung eher moralischen Normen entsprechend verhalten als unbeobachtet: „Wo kein Prestige zu ernten ist, lohnt sich auch keine altruistische Kostenübernahme“ (Voland 2004: 186).

¹¹¹ Umgekehrt haben Andere die Sorge, dass ihr eigenes Ansehen an Wert verliert, wenn sie zu großzügig soziale Wertschätzung vergeben; entsprechend gehen sie geizig mit ihrer Wertschätzung um, indem Sie sich als schwer zu beeindrucken und somit als anspruchsvoll gebärden, was das eigene Prestige-Konto vor der Pleite bewahren soll.

Für soziale Gruppen stellt die Prestigeökonomie somit eine Lösung für das Allmende-Problem – auch „Schwarzfahrer-Problem“ genannt (Voland 2004: 186) – dar, das in egalitären Jäger-Sammler-Gesellschaften schnell aufkommt. Rein nach dem Prinzip der Nutzen-Maximierung wäre es zunächst immer ökonomisch vorteilhaft, individuell errungene Jagdbeute nicht zu teilen oder aber umgekehrt keine Energie beim Jagen zu verschwenden, wenn Andere ihre Jagdbeute mit einem teilen. Um dies zu verhindern, müssen soziale Gegenanreize zu altruistischem Verhalten wie Teilen, Fleiß und Mäßigung geschaffen werden, was durch die Prestigeökonomie gelingt. Einerseits werden in ihr egoistisches Verhalten und Verstöße gegen moralische Normen mit Stigma, also sozialer Geringschätzung bis hin zur Ächtung bestraft: „Morality is, in large part, an evolved solution to the free rider problem. Hunter-gatherer groups and also larger tribes can compel members to work and sacrifice for the group by punishing free riders“ (Haidt 2012: 412). Andererseits wird in der Prestigeökonomie umgekehrt „der altruistische Akt ganz unmittelbar, zeitgleich mit Prestige entlohnt“ (Voland 2004: 186).

Voland illustriert das prestigeökonomische Prinzip am Teilen von Jagdbeute in der Jäger-Sammler-Gesellschaft der Hadza in Tansania: „Die Hadza entgehen auf Grund ihrer Prestige-Ökonomie der Allmende-Falle, denn gute Jäger werden mit gesellschaftlicher Reputation entlohnt. Die so gewonnen Reputation kann dann gegen Vorteile in anderen Lebensbereichen eingetauscht werden, zum Beispiel im Bereich von Sexualität und Partnerwahl“ (Voland 2004: 185; vgl. auch Haidt 2012: 197; Boehm 1999). Sind die moralischen Normen in einer sozialen Gruppe erst konsensual etabliert (wie hier die Normen des Arbeitens bzw. Jagens und des Teilens) ersetzt der mittelbare Tausch von Gütern oder Arbeit gegen Prestige und anschließend von Prestige gegen andere Vorteile den unmittelbaren Tausch von Arbeit oder Gütern untereinander im Sinne der Reziprozität. „Normengehorsam dient hier der Werbung um soziale Anerkennung und nicht etwa einem Tausch im Sinne von Reziprozität“ (Voland 2004: 186).

Als vielseitig einsetzbares Tauschmittel bildet Prestige „jenes knappe Gut, um das zu konkurrieren sich offensichtlich lohnt. Bekanntlich tun Menschen sehr viel, um in der lokalen Hierarchie ihrer (Sub-)Gruppe möglichst weit oben zu rangieren, um also kulturell möglichst erfolgreich zu sein“ (Voland 2007: 40). Die prestigeökonomischen Anreize führen also nicht nur zur Befolgung sozialer und moralischer Normen, sondern auch zu einer „Prestigekonkurrenz“ (Voland 2007: 43), in der Menschen durch Menschen als „moral exhibitionism“ (Pinker 2002: 106), durch Zur-Schau-Stellung ihrer Moralität – und damit ihrer Prestige-Würdigkeit – um ihren Rang in der sozialen Hierarchie wetteifern (vgl. Voland 2007: 39). Somit ersetzt die Prestigeökonomie nicht nur das Prinzip direkter Reziprozität, es überwölbt auch das ökonomische Prinzip der persönlichen Nutzen-Maximierung und Unkosten-Minimierung: „Man beobachtet nicht selten, dass

Menschen [...] anstatt um Verringerung altruistischer Vorleistungen bemüht zu sein, gerade im Gegenteil diese erhöhen und mehr noch: Sie konkurrieren um den höchst möglichen Altruismus-Einsatz“ (Voland 2004: 179). Im Beispiel der Jäger-Sammler-Gesellschaften wie der Hadza – aber auch in „ausnahmslos allen daraufhin untersuchten Gesellschaften“ (Voland 2004: 179) – führt dies dazu, dass die Jäger einen Kalorien-Überschuss produzieren, also durchschnittlich mehr Fleisch erwirtschaften, als sie zur Versorgung ihrer selbst und ihrer Angehörigen benötigen würden, was sich nicht durch Reziprozität erklären lässt, sondern nur durch Entlohnung in Prestige für den kompetitiv zur Schau gestellten Altruismus (vgl. Voland 2004: 179 f.). „Normengehorsam ist also nicht nur teuer, sondern wird unter Umständen sogar noch „freiwillig“ verteuert“ (Voland 2004: 180).

Dieses Phänomen erklärt sich ferner durch die Art und Weise, wie Prestige kommunikativ erworben wird. Nach dem Handicap-Prinzip der *Costly-Signaling-Theory* (vgl. Zahavi 1975; Voland 2004: 180) eignen sich nur Kommunikate, die für den Emittenten in irgendeiner Form teuer sind, zum zuverlässigen Zur-Schau-Stellen der prestigewürdigen Qualitäten und damit als Prestigesymbole.

4.2.1.3 Prestigesymbole als teure Signale

Wenn im Zusammenhang mit moralisierten Zeichenformen von *Virtue-Signalling* die Rede ist (z. B. bei McConnell-Ginet 2020: 235; Nagle 2018: 13 ff.), so bedient sich dieses Sprachbild eines evolutionspsychologischen Verständnisses von prestige-ökonomischer Kommunikation zwischen Menschen und auch zwischen anderen Lebewesen, das im Folgenden in einer Form expliziert, reflektiert und für zeitgenössische Problemstellungen des Wortstreits fruchtbar gemacht werden soll, wie sie in der Linguistik m.W. bisher nicht geleistet wurde. An der Schnittstelle von Natur und Kultur, *Nature* und *Nurture*, Evolution und Zivilisation wurde der Term *Virtue-Signalling* zunächst verwendet, um eine indexikalische Kommunikation von Werten zu bezeichnen – sei dies durch das bunte Federkleid beim Pfau oder durch materielle Statussymbole sowie die Inszenierung eines kultivierten Habitus beim Menschen (vgl. Voland 2007: 128): „cultural evolutionary models show that prestige and success biases may combine with imitative learning and virtue-signalling“ (Bulbulia 2012: 22).

Bevor im Folgenden genauer auf die evolutionspsychologischen Konzeptionen der Kommunikation prestigewürdiger Eigenschaften im Speziellen eingegangen werden soll, lohnt sich auf philosophischer Ebene die Feststellung, dass derartige Kommunikation einem besonderen Spannungsverhältnis ausgesetzt ist: Einerseits zeichnen sich moralische und prestigewürdige Eigenschaften selbst oftmals auch (bzw. manchmal wohl nur) durch eine gewisse Negativität aus, also durch die Abwesenheit unmoralischen Verhaltens – etwa durch Gewaltlosigkeit,

Bescheidenheit, Verzicht auf (z. B. klimaschädlichen) Konsum, aber auch durch die Abwesenheit diskriminierender sprachlicher Äußerungen etc.¹¹² Andererseits ist der Weg von ebendiesen Eigenschaften zum Prestige durch eine unvermeidbare Positivität gekennzeichnet: Sie müssen in wahrnehmbarem Verhalten ausgedrückt werden, um zu einem Prestige-Gewinn beitragen zu können. Die Prestigeökonomie unterliegt demnach – wie übrigens auch die Sprache und der Markt überhaupt – dem Prinzip des Phallogozentrismus. Dieses lässt sich zurückführen auf Irigarays Kritik an einem männlich orientierten Logozentrismus:

Diese Dominanz des philosophischen Logos verdankt sich nun aber zu einem guten Teil seinem Vermögen, *alles Andere in die Ökonomie des Gleichen zurückzuführen*. Das Vorhaben teleologischen Konstruierens ist immer auch ein Vorhaben [...], die Differenz der Geschlechter in den selbstrepräsentativen Systemen eines ‚männlichen Subjekts‘ auszulöschen. (Irigaray 1979: 97; Hervorhebungen im Original)

Das Prinzip des Phallogozentrismus beschreibt also die *zentrale* Stellung einer Verbindung des *Logos* mit dem *Phallus*, also der Sprache mit der sichtbaren, hervorstechenden Präsenz und Positivität. Dass die Sprache, der Markt und vor allem das Prestige phallogozentrisch organisiert sind, bedeutet, dass sie einer „Ökonomie der Repräsentation“ (Münker & Roesler 2012: 149) unterliegen, die „an der Sichtbarkeit ausgerichtet ist, an dem Identifizierbaren“ (ebd.). Und so wird Prestige nicht einfach durch moralisches und anderes prestigewürdiges Verhalten (oder eben Nicht-Verhalten) geerntet, sondern nur durch die Wahrnehmung anderer eines sichtbaren (An-)Zeichens dieses (Nicht-)Verhaltens.¹¹³ Daher bemühen sich Menschen in der Regel um einen „demonstrativen Ausdruck“ (Strasser & Brömmе 2004: 413) durch „Prestigesymbole“ (ebd.), mit denen bestehendes Pres-

¹¹² So stellt bspw. auch Dröscher fest, dass solidarische Verständigung eher im Zuhören als im Sprechen, also im Produzieren von Zeichen liegt und dass daher die „Solidarität als solche keine Sprache [hat], in der sie vernehmbar artikuliert werden kann [...]. Solidarität beginnt bekanntlich da, wo Identifikation endet. Da, wo es schmerzt. Weil ich mich an entscheidenden Stellen zurücknehmen, Privilegien abtreten oder Kompromisse suchen und gemeinsame Lösungen aushandeln muss“ (<https://www.zeit.de/kultur/2020-03/einfuehlungsvermoegen-mitgefuehl-lernen-zu-hoeren-solidaritaet/komplettansicht>; zuletzt aufgerufen am 27.06.2023).

¹¹³ Immer wieder lässt sich beobachten, dass moralisches Verhalten in den Phallogozentrismus der Prestigeökonomie überführt wird. Ein Trivialbeispiel wäre, dass es nicht denkbar ist, in den sozialen Medien ein Bild etwa des eigenen Wohnzimmerbodens zu posten, um zu zeigen wie man seinen CO₂-Abdruck minimiert, indem man eben nicht in den Urlaub fliegt, online shoppt, Serien streamt, in die Stadt fährt, um einen Kaffee oder ein Bier zu trinken etc. Dies lässt sich wiederum nur durch sichtbare Signifikanten darstellen, die möglichst eindeutig auf das zu vermeidende Verhalten verweisen, wie z. B. eine Reise mit dem Segelboot, ein Einkauf im lokalen Einzelhandel, eine DVD, Hafermilch oder klimafreundlicheres Bohnen-Bier etc.

tige gewahrt, aber auch neues Prestige gewonnen werden kann.¹¹⁴ Die phallogozentrische Positivität des Prestige-Gewinns überträgt sich insofern auch kontingent und kulturbabhängig auf die Sprache. So stellt etwa Schröter (2015: 39) fest, dass historisch betrachtet „das Schweigen als Schutz und Diskretion positiv wahrgenommen wurde“, zeigt jedoch eine historische kulturelle Entwicklung auf, die dazu führt, dass das Schweigen wie „auch das Tabu gegenwärtig mit zunehmender Skepsis betrachtet wird“ (ebd., vgl. 3.1) und dass „mit Kommunikation mehr und mehr soziale Gratifikationen einhergehen“ (ebd.).

Um also nicht nur negativ soziale Sanktionen und Stigmata zu vermeiden, sondern positiv einen Zugewinn für das eigene Ansehen im Sinne von Prestige zu erreichen, genügt es demnach nicht, nur Normverstöße und Tabubrüche zu unterlassen, da sich deren Abwesenheit nicht positiv darstellen lässt. Stattdessen müssen Menschen, um jenseits der moralischen und reputierlichen Neutralität Prestige zu erlangen, ihren moralischen Wert in einer wahrnehmbaren Form darstellen bzw. kommunizieren (vgl. Haidt 2012: 37). Genau wie die Güte der Gene ist auch moralische Integrität nicht unmittelbar erkennbar und „in einer Welt persönlicher Nutzenmaximierer a priori sogar unglaublich“ (Voland 2004: 184). Hieraus folgt die Frage nach einer glaubhaften Darstellung moralischer Integrität, die sich über die Investitionsbereitschaft in teure Signale, in Handicaps beantworten lässt.

Das für die Evolutionsbiologie und die Verhaltensforschung sehr einflussreiche¹¹⁵ Handicap-Prinzip versteht Handicaps als Körper- oder auch Verhaltens-

¹¹⁴ So lässt sich z. B. durch das Unterlassen rassistischen Sprechens sowie die sensible und schohnungslose Reflektion des eigenen unbewussten Alltagsrassismus allein kein Prestige einwerben, da dieses Nicht- bzw. innere Verhalten nicht darstellbar ist. Stattdessen muss die innere Haltung durch wahrnehmbare Zeichen – wie z. B. *people of color* – repräsentiert werden, damit mit ihr Prestige erworben werden kann. Verkommen politische Fahnenwörter durch diese phallogozentrischen Bedingungen zu Prestigesymbolen, kann dies dazu führen, dass sprachlich konstruierte Unterscheidungen jenseits der lexikalischen Ebene perpetuiert werden und die Gebrauchsbedeutung des einstigen Fahnenwortes neu konventionalisieren bzw. inflationieren (s. 4.3).

¹¹⁵ Das Handicap-Prinzip ist zwar nicht gänzlich unumstritten (vgl. Huttegger, Bruner & Zollman 2015; Penn & Számadó 2020), gilt jedoch als „widely accepted“ (Yachi 1995: 283) und als „one of the most influential ideas in evolutionary biology“ (Huttegger, Bruner & Zollman 2015: 997). Eine abschließende Einordnung des Status des Handicap-Prinzips innerhalb der Evolutionsbiologie liefern Al-Shawaf & Lewis (2021: 3627) in der *Encyclopedia of Evolutionary Psychological Science*: „Scientists initially rejected this idea but have generally come to accept it. Though strikingly counterintuitive at first, its underlying logic is sound, and it has the hallmarks of a good scientific theory: testable hypotheses, unifying explanatory ability, parsimony, broad scope, and heuristic and predictive power. It is buttressed by both mathematical and empirical support, and it changes the way we look at much of animal communication“. Insofern soll hier Dawkins (in Al-Shawaf & Lewis 2021: 3623) gefolgt werden, wenn er für das Handicap-Prinzips festhält: „It might even necessitate a radical change in our entire outlook on the evolution of behaviour“.

merkmale, die keinen direkten Nutzen bei Selbsterhaltung oder Reproduktion haben, sondern „als ehrliche Signale verborgene Nützlichkeit anzeigen“ (Voland 2004: 181). Ein hierfür oft bedientes Beispiel liefert das bunte Pfauenrad, das bei Kampf, Flucht oder Energieersparnis nicht etwa hilfreich, sondern vielmehr hinderlich ist und gerade in dieser Art der Verschwendungen einen Signalwert hat, der z. B. potenziellen Sexualpartnern ansonsten verborgene Eigenschaften wie gute Gene, Gesundheit und überschüssige Energie zuverlässig anzeigt (vgl. Voland 2007: 142). Das Handicap-Prinzip besagt also: „Je teurer ein Signal, desto zweifelsfreier belegt es die Qualität des Absenders“ (Voland 2007: 132).

Beispiele für vergleichbare Handicaps, die auch in menschlicher Kommunikation als teure Signale fungieren, wären etwa eine aufrechte, stolze Körperhaltung, die empfindliche Körperteile wie das Kinn und den Torso schutzlos exposiert (vgl. Tracy & Matsumoto 2008) und gerade durch die Kosten dieses Risikos die Stärke und das Selbstvertrauen des Emittenten belegen (vgl. Al-Shawaf & Lewis 2021: 3626 f.); oder auch das Insistieren darauf, eine gemeine Rechnung zu bezahlen: „[P]eople are attempting to publicly handicap themselves with a financial burden in order to reliably convey their socioeconomic standing to their peers“ (Al-Shawaf & Lewis 2021: 3627). Entsprechend können nicht nur gute Gene durch Handicaps oder „Show-Merkmale“ (Voland 2004: 182) des Körpers oder Verhaltens signalisiert werden, sondern verschiedenste verborgene Eigenschaften wie Jagdgeschick, Reichtum, Macht, Bildung, Intelligenz, Kultiviertheit, Empfindsamkeit, „Moralität“ (ebd.: 184) etc. – kurzum „alles was je nach vorherrschender Lebensweise zur ökonomischen und sozialen Wettbewerbsfähigkeit beiträgt und dessen öffentliche Zurschaustellung Prestige einfährt“ (ebd.: 183 f.).¹¹⁶ Entsprechend lässt sich auch Bourdieu (1982: 440) Beschreibung der „Konvertierungs-techniken, mit denen die Bildung und Akkumulation von symbolischem Kapital beabsichtigt ist“, genau in der Logik des Handicap-Prinzips verstehen, wenn er prestigeträchtige (z. B. intellektuelle, bildungsbürgerliche) Praktiken als ostentative Verschwendungen wertvoller Ressourcen wie Geld, Zeit, kognitive Anstrengung etc. versteht:

Von höchstem Distinktionsgewinn ist das, was am besten auf die *Qualität der Aneignung*, also auf die des Besitzers schließen lässt, weil seine Aneignung Zeit und persönliche Fähig-

¹¹⁶ Nach Voland (2007: 134) verdankt die Menschheit dem Handicap-Prinzip sogar „ohne Zweifel große Teile unserer kulturellen Errungenschaften, denn die Kulturgeschichte ist nicht zuletzt Ausfluss eines ewigen Wettstreits um Aufmerksamkeit“. Insofern entsprechen die genannten Verhaltensweisen dem psychoanalytischen Konzept einer menschlichen Sublimierung der Mittel zur Befriedigung eines unverändert bestehenden natürlichen Bedürfnisses (vgl. Pfaller 2009) – in diesem Falle nach Aufmerksamkeit und Anerkennung.

keiten voraussetzt, da es – wie Vertrautheit mit Bildender Kunst oder Musik – nur durch anhaltende Investition von Zeit und nicht rasch oder auf fremde Rechnung erworben werden kann, und daher als sicherstes Zeugnis für die innere Qualität der Person erscheint. Daraus erklärt sich der Rang, den das Streben nach Distinktion all den Praktiken einräumt, die – wie der Kunstgenuss – eine *reine Gratisausgabe* dessen voraussetzen, was namentlich für die das Wertvollste und Rarste ist, deren hoher Marktwert die sinnlose Ausgabe verbieten müßte: die Verschwendug von *Zeit*, Zeit für den Genuß oder Zeit zum Erwerb jener Kultur, die der adäquate Genuß voraussetzt. (Bourdieu 1982: 440; Hervorhebungen im Original)

Die Zuverlässigkeit des Prestigesymbols und die Ehrlichkeit der Kommunikation entstehen also gerade aus den Kosten, die beim Produzieren oder Aneignen des symbolischen Kapitals entstehen: Nur wer tatsächlich die entsprechenden Eigenschaften hat – z. B. einen Überschuss an Energie oder an Zeit und Verstandeskraft – kann sich das teure Signal auch leisten – z. B. ein buntes Pfauenrad oder reputierliches Wissen (vgl. Voland 2007: 128). „Ehrlichkeit entsteht durch die Herstellungskosten, die sich andere nicht leisten können, mithin durch ein teures Aufzeigen von Differenz“ (Voland 2007: 136). Damit entsprechen Handicaps als teure Signale Baudrillards Bild der Zeichen einer strengen feudalen Ordnung, deren Imitation ausgeschlossen und deren Zuverlässigkeit daher garantiert ist (s. 4.1). Ebendiese kommunikative Zuverlässigkeit ist es also, die verlorengeht, wenn die Distinktionszeichen, wie schon in Kapitel 4.1 beschreiben wurde, imitiert werden können: „Nützliche Merkmale verlieren nicht an Nützlichkeit, wenn ihr Preis sinkt. Signale hingegen verlieren ihre Funktion, wenn ihre Herstellung inflationär billig wird“ (Voland 2004: 182; vgl. Voland 2007: 130). Und so können auch „Prestigesymbole“ (Strasser & Brömmle 2004: 413) – wie Kleidung, Wohngegend, Kontaktkreise oder ein bestimmter (sprachlicher) Habitus – durch Imitation inflationieren und ihren Signalwert, ihre Bedeutung verlieren (vgl. Strasser & Brömmle 2004: 414).

Diese Erkenntnis ist ausschlaggebend für die Frage, inwiefern Diskursakteure durch Distinktionszeichen ihre Gruppenzugehörigkeit bzw. politische Haltung zum Referenzobjekt ausdrücken können (s. 3.2): Wenn die Moralisierung politischer Zeichen diese zu Prestigesymbolen erhebt und so soziale Anreize zu deren Imitation schafft (s. o., vgl. 3.3, 4.2.2), so können nur die Produktionskosten der teuren Signale ihre kommunikative Zuverlässigkeit und ihre Distinktionsfunktion sichern. Symbolische, arbiträre und demnach prinzipiell immer günstig imitierbare Sprachzeichen scheinen entsprechend keine guten Kandidaten für teure und zuverlässige Signale in diesem Sinne darzustellen: „Das bloße Wort taugt dafür nicht. Es ist billig, und deshalb ist die Lüge nicht weit“ (Voland 2007: 132). Diese Problematik soll abschließend in Kapitel 4.3 genauer erörtert werden – zusammen mit Möglichkeiten der „Verteuerung“ sprachlicher Zeichen im Sinne

einer Art „Resubstantialisierung [...] als Gegenbewegung zur Entqualifizierung“ (Attig 2021: 75).

Um jedoch untersuchen zu können, inwiefern auch für sprachliche Zeichen die hier vorgestellten Phänomene des *Virtue-Signalling* durch Show-Merkmale und Prestigesymbole als soziales Kapital überhaupt infrage kommen, soll im folgenden Kapitel untersucht werden, inwiefern bestimmte politische Unterscheidungszeichen nicht nur über Moralisierung (s. 3.3), sondern auch über das soziale Ansehen sowie gar den sozioökonomischen Stand der jeweiligen Sprechergruppe mit Prestige versehen werden.

4.2.2 Ökonomische Dynamiken von Prestige und Gesellschaft

Um in Kapitel 4.3 varietätenlinguistisch nachzeichnen zu können, inwiefern politische Distinktionszeichen zu Distinktionszeichen von Prestige und Klasse und somit zu symbolischem Kapital werden können, sollen im Folgenden in einer *Tour de Force* die komplexen und verworrenen gesellschaftspolitischen Dynamiken angesprochen werden, durch die bestimmte sprachliche Zeichen aber auch bestimmte metasprachliche Haltungen (jeweils v. a. im Zusammenhang mit der Zuschreibung von *Political Correctness*) mit bestimmten sozioökonomischen Milieus assoziiert werden können. Ein Blick auf die sozialen Verhältnisse hinter dem Diskurs und somit außerhalb der zu untersuchenden sprachlichen Phänomene selbst ist für ein Verständnis der metadiskursiven Bewertung von Einzelzeichen unerlässlich, wenn man mit Fairclough (2003: 23) bedenkt: „discourses do not come out of nowhere“. Auf die folgenden Aspekte soll dabei eingegangen werden:

- die Korrelation von Einstellungen zu *Political Correctness* mit Einkommen und Bildung (s. 4.2.2.1)
- der gewandelte Fokus der politischen Linken von ökonomischen zu kulturellen Fragen (s. 4.2.2.2)
- die Rolle einer erstarkende Zeichen- und Informationsindustrie im progressiven Neoliberalismus (s. 4.2.2.3)
- die aushöhlende Spektakularisierung politischer Zeichen (s. 4.2.2.4)
- die Rekuperation subversiver Kräfte und die Kooptation politischer Zeichen zur Stabilisierung der Machtverhältnisse (s. 4.2.2.5)
- die elitäre Vorstellung einer semiotischen Steuerung der „verwirrten Herde“ (s. 4.2.2.6)

All diese Aspekte können dazu beitragen, dass bestimmte einst politische Unterscheidungszeichen zu reputationellen Unterscheidungszeichen werden und in

der Diskursgemeinschaft im Sinne des „Bildungsindikators Sprache“ (Felder 2022a: 205) als Indizien von Bildung, Stand, Klasse, Intellekt, Prestige etc. wahrgenommen werden. Diesen Argumentationsfaden aufgreifend, sollen im abschließenden Kapitel 4.3 Überlegungen angestellt werden, welche Auswirkungen eine solche metadiskursive reputationelle Aufwertung bestimmter lexikalischer Einheiten auf deren Gebrauch hat. Hier reihen sich die reputationellen Anreize für den Gebrauch bestimmter Wörter ein in die normierenden Effekte, die schon aus der moralischen Bewertung einzelner Zeichen abgeleitet wurden (s. 3.3.3). Vor dem Hintergrund eines ökonomischen Verständnisses der Konventionalisierung von Wortbedeutung (s. 4.1) soll jedoch insbesondere synoptisch untersucht werden, welchen Einfluss die Durchsetzung eines Ausdrucks unter welchen diskursiven Bedingungen auf dessen Ausdrucks- und Darstellungsfunktion und somit auf das durchzusetzende Konzept hat.

Im Rahmen dieses Blicks „hinter“ die Sprache soll jedoch auch nachgezeichnet werden, welche gesellschaftlichen Nebeneffekte aus einer reputationellen Auf- und Abwertung bestimmter sprachlicher Zeichen entstehen können. Führt eine solche Bewertung in den diskursiven Gemeinschaften, die den Bildungsindikator Sprache für das eigene Prestige nutzen wollen, zur sprachlichen Übernahme, so kann sie außerhalb dieser Kreise im Gegenteil eine verstärkte Abneigung gegen die als „elitären Jargon“ wahrgenommenen Distinktionszeichen hervorrufen. Während ersteres Phänomen mit den normierenden Effekten moralischer Bewertung zusammenwirkt (s. 3.3.3), verstärkt letzteres die polarisierenden Effekte sprachlicher Moralisierung (s. 3.3.2). Auf folgende gesellschaftliche Nebeneffekte soll demnach eingegangen werden:

- das *Noise* eines reputationell motivierten Sprechens über Unterdrückte, das die *Voice* derselben übertönt (s. 4.2.2.7)
- die Reaktanz auf sprachliche Änderungen und ihre populistische Instrumentalisierung (s. 4.2.2.8)

Zuvor sind jedoch die gesellschaftlichen Phänomene anzusprechen, die dazu beitragen können, dass politische Distinktionszeichen zunehmend als Distinktionszeichen von Prestige und Klasse wahrgenommen werden.

4.2.2.1 Einstellungen zu *Political Correctness* nach Einkommen und Bildung

Verschiedene Umfragen weisen darauf hin, dass Menschen mit geringerem Einkommen sowie niedrigerem Bildungsstand größere Ablehnung dem gegenüber haben, was sie unter *Political Correctness* verstehen. Dies zeigt sich nicht nur in Studien zur US-amerikanischen Gesellschaft, in denen unter den Befragten die mit Abstand reichste (vgl. Hawkins et al. 2018: 143) und gebildetste (vgl. ebd.: 142)

Gruppe der *Progressive Activists* Political Correctness als einzige Gruppe nicht mehrheitlich ablehnt (vgl. ebd.: 14). Auch in Deutschland haben z. B. Krause & Gagné (2019) zu verschiedensten politischen Themen „4.000 nach repräsentativen Kriterien ausgewählte Menschen befragt“ (ebd.: 5) und deren soziodemographische Angaben wie Bildung oder Gehalt gesammelt. In ihren Ergebnissen unterteilen sie die Befragten in sechs Bevölkerungssegmente oder „Typen“ (Krause & Gagné 2019: 27). Für die Frage nach soziodemographischen Zusammenhängen zu Einstellungen über Political Correctness sind vor allem drei dieser Typen von Interesse: Menschen vom Typ der *Offenen* „positionieren sich im politischen Spektrum links“ (Krause & Gagné 2019: 37), wohnen eher in West- als in Ostdeutschland und haben von allen Typen das höchste Bildungsniveau sowie „den höchsten Anteil an Spitzerverdienern“ (ebd.); so gehören Sie mit Abstand am häufigsten den Gruppen mit einem monatlichen Einkommen von 4000–5000€ sowie von über 5000€ an – hier ist ihr Anteil sogar doppelt so hoch wie im Durchschnitt (6%)¹¹⁷ (vgl. Krause & Gagné 2019: 161). 72% der Offenen – und damit bilden sie hier die zweitkleinste Gruppe – halten Political Correctness¹¹⁸ für übertrieben (vgl. Krause & Gagné 2019: 102).

Die beiden Bevölkerungssegmente, die sich hingegen am deutlichsten gegen (ihr jeweiliges Verständnis von) Political Correctness aussprechen, sind die *Wütenden* (91%) und die *Enttäuschten* (88%), die gemeinsam 33% der deutschen Bevölkerung ausmachen (vgl. Krause & Gagné 2019: 35). Erstere haben einen geringen Bildungsgrad; so haben sie den größten Anteil an Menschen mit maximal Hauptschul- oder gar keinem Schulabschluss (43%) und sind auch bei der mittleren Reife deutlich überrepräsentiert, bei den Menschen mit Hochschulreife und Hochschulabschluss hingegen deutlich unterrepräsentiert (vgl. Krause & Gagné 2019: 161). Obwohl die Wütenden beim monatlichen Einkommen nur leicht un-

¹¹⁷ Die Prozentpunkte geben jeweils an, wie viel Prozent des jeweiligen Bevölkerungssegments einen bestimmten Bildungsabschluss oder ein bestimmtes Einkommen hat.

¹¹⁸ An dieser Stelle muss reflektiert werden, dass der Umfrage ein Begriff von Political Correctness zugrunde liegt, der sich nur auf das unmittelbare Verletzungspotenzial einzelner Ausdrücke bezieht, die in der vorliegenden Arbeit nicht infrage gestellt werden (s. 3.1). Fragen zum progressiven oder kulturell transformativen Potenzial politisch korrekter Sprachkritik bleiben bei Krause und Gagné (2019: 102) außen vor, wenn sie die Einstellung zu Political Correctness über die Zustimmung zur folgenden Aussage erfragen: „Es ist völlig übertrieben, dass man heutzutage bestimmte Alltagsbegriffe nicht mehr verwenden soll, nur weil sich sonst jemand diskriminiert fühlen könnte“. Wie im Folgenden jedoch weiter ausgeführt werden soll, sind die in dieser Umfrage geäußerten Einstellungen auch zu einer diffus aufgefassten Political Correctness dennoch relevant, da sie eine gesellschaftliche Reaktanz artikulieren, die es als möglicher Nebeneffekt einer moralisierten lexikalischen Sprachkritik zu untersuchen gilt.

term Durchschnitt liegen,¹¹⁹ „neigen sie eher dazu, sich in der unteren Gesellschaftshälfte zu verorten“ (Krause & Gagné 2019: 57) und fühlen sich durch „eine abgehobene politische und mediale Elite“ benachteiligt (ebd.). „Political Correctness wird ihres Erachtens völlig übertrieben und diene ihrer Ansicht nach dazu, das Volk mundtot zu machen“ (Krause & Gagné 2019: 57). Die Gruppe mit der zweitgrößten Ablehnung gegenüber Political Correctness, die Enttäuschten, zeichnet sich ebenfalls durch ein niedriges Bildungsniveau aus. So haben sie (nach den Wütenden) den zweitgrößten Anteil an Menschen mit maximal Hauptschul- oder gar keinem Schulabschluss (39%) und den höchsten Anteil an Menschen mit mittlerer Reife (36 %). Bei den Menschen mit Hochschulreife sind sie unterrepräsentiert und bei den Hochschulabschlüssen haben sie (knapp vor den Wütenden) den geringsten Anteil (8%) (vgl. Krause & Gagné 2019: 161). Sie bilden ferner die ärmste Gruppe: Bei den niedrigsten monatlichen Einkommen unter 1000€ findet sich bei ihnen mit Abstand der größte Anteil (22%) und auch Einkommen zwischen 1000–2000€ bilden bei ihnen knapp vor den Wütenden den größten Anteil (32%). Die hohen Einkommen über 4000€ bilden bei ihnen von allen Gruppen den geringsten, die sehr hohen über 5000€ sogar den mit Abstand geringsten Anteil (1%). Entsprechend herrscht unter den Enttäuschten das Gefühl vor, dass „man selbst für seine (meist niedrige) soziale Schicht sowie die (meist gering entlohnte) Arbeit und die (häufig einfachere) Bildung verachtet werde“ (Krause & Gagné 2019: 53). Enttäuscht sind sie, weil sie ihre zentralen ökonomischen Themen, u. a. Alterssicherung, bezahlbaren Wohnraum, gerechte Löhne (vgl. Krause & Gagné 2019: 54) „von der Politik überhört, nicht gesehen, vernachlässigt“ sehen (ebd.: 53).

4.2.2.2 Ökonomischer vs. kultureller Fokus der politischen Linken

Unter den beiden Bevölkerungssegmenten mit dem geringsten Einkommen und dem niedrigsten Bildungsniveau herrscht also die größte Ablehnung gegenüber Political Correctness. Ein noch deutlicheres Bild zeichnet sich bei den Einstellungen zur freien Meinungsäußerung ab. Der Aussage „Heutzutage können selbst berechtigte politische Meinungen nicht mehr öffentlich geäußert werden, ohne dass man dafür angegriffen wird“ (Krause & Gagné 2019: 101) stimmt die reichste und gebildetste Gruppe der Offenen an wenigsten zu (54%). Mit Abstand am meisten Zustimmung erfährt die Aussage jedoch bei den beiden ärmsten und ungebildetsten Bevölkerungssegmenten der Enttäuschten (89%) und der Wütenden

¹¹⁹ Die Wütenden haben an niedrigeren Einkommen unter 2000€ monatlich einen leicht überdurchschnittlich hohen Anteil, an mittleren Einkommen zwischen 2000–4000€ einen leicht unterdurchschnittlichen und auch an höheren Einkommen über 4000€ nur einen leicht unterdurchschnittlichen Anteil (vgl. Krause und Gagné 2019: 161).

(ganze 98%).¹²⁰ Dass gerade die Teile der Bevölkerung mit niedrigeren Einkommen und Bildungsabschlüssen größere Schwierigkeiten mit (meta-)sprachlichen Phänomenen wie Political Correctness und moralisierender Kritik an der eigenen Ausdrucksweise angeben, steht im Zusammenhang mit einem Wandel in der politischen Schwerpunktsetzung von ökonomischen hin zu kulturellen Fragen, wie z. B. Fairclough (2003: 20) bemerkt: „the controversy over ‘political correctness’ [...] is located within the shift to ‘cultural’ politics“. Diesen Shift verortet Fairclough – und damit ist er bei Weitem nicht allein (z. B. Fraser 2017; Della Porta 2017; Nagle 2018; Mouffe 2014) – vor allem auf Seiten linkspolitischer Diskurse, die sich immer weniger auf ökonomische Verteilungsfragen konzentrieren und immer mehr auf kulturelle Fragen von Anerkennung und Repräsentation: „They are no longer centred upon the political parties and social classes but oriented to ‘single issues’ and to a politics of recognition, identity and difference as much as to a politics of re-distributive social justice“ (Fairclough 2003: 20).

Dass sich linkspolitische Diskurse inzwischen eher um kulturelle denn um ökonomische Fragen drehen, muss nicht verwundern, wenn man sich die sozioökonomischen Daten aus den genannten Studien vor Augen führt: *Progressive Activists* sind die Gruppe, in der hohe Bildungsabschlüsse und hohe Einkommen am häufigsten sind (noch vor den *Devoted Conservatives*); niedrige und sehr niedrige Einkommen sind bei ihnen weit seltener (vgl. Hawkins et al. 2018: 143). Eine sehr ähnliche, wenn auch etwa gemäßigtere Tendenz zeigen die sich links verortenden *Offenen* in Deutschland (vgl. Krause & Gagné 2019: 161). In der Politikwissenschaft ist die Beobachtung nicht neu, dass die gesellschaftliche Basis linken Protests sich von einer industriellen Arbeiterschaft ab den 1960er-Jahren sukzessive hin zu einer neuen Mittelschicht (vgl. Della Porta 2017: 58, 62) verlagert hat, sodass auch die sozialistischen Parteien sich verstärkt von den Interessen der Arbeiterschaft ab- und den Interessen dieser Mittelschicht zugewandt haben (vgl. Mouffe 2014: 180 f.). Oft wird in der politischen und kritischen Theorie dieser Verlust „einer echten Linken“ (Mouffe 2014: 177; vgl. Fraser 2017: 83) – wenn man so will, zugunsten einer „*Pseudolinken*“ (Pfaller 2017: 67) – für das Erstarken rechtspopulistischer Parteien verantwortlich gemacht, die nunmehr als einzige „die Sorgen der

¹²⁰ Ein ähnliches Bild zeichnet sich übrigens auch für den Zusammenhang zwischen Bildung und der Einstellungen zum Gendern ab: So haben z. B. bei einer Umfrage von *infratest dimap* Menschen mit hohem Bildungsabschluss das Gendern eher befürwortet als Menschen mit mittlerem oder niedrigem Bildungsabschluss; der Anteil an Befürwortern ist unter ihnen sogar etwas höher als unter den Frauen (vgl.<https://www.infratest-dimap.de/umfragen-analysen/bundesweit/umfragen/aktuell/weiter-vorbehalte-gegen-gendergerechte-sprache/>; zuletzt aufgerufen am 28.06.2023).

Arbeiterschaft aufgreifen“ (Mouffe 2014: 180 f.; vgl. auch Krastev 2017: 122, 131; Žížek 2017: 302; Pfaller 2017: 42), um diese strategisch für die eigenen politischen Ziele zu instrumentalisieren (s. 4.2.2.8).

4.2.2.3 Zeichen- und Informationsindustrie im progressiven Neoliberalismus

Der Shift des politischen Fokus von ökonomischen zu kulturellen und auch sprachlichen Fragen geht ferner mit einem weiteren sozioökonomischen Phänomen einher: dem Erstarken einer Zeichen- und Informationsindustrie. Öffentliche sowie institutionalisierte Sprachkritik – sei es in Form von Artikeln, Tweets, Bundestagsreden oder auch Sprachleitfäden – tragen dazu bei, verstärkt öffentliche Aufmerksamkeit auf die Sprache als Thema zu lenken (vgl. McConnell-Ginet 2020: 234). Dies wiederum kommt einer zunehmend auf sprachlichen Phänomenen wie Wissen und Informationen basierenden Ökonomie zugute (vgl. Fairclough 2003: 19), die das so im Wert steigende semiotische Wissen, das über Sprache erworben wird und sich zudem auf ggf. Sprache bezieht, als teures Gut handeln kann (vgl. Pfaller 2017: 20 f.).¹²¹ Liu (2021) spricht daher bei der sich nur mit geistiger (also v. a. sprachlicher) Arbeit befassenden *Professional-Managerial Class* auch von *Virtue Hoarders*, von *Tugendpächtern*, die ihre sprachliche Kultiviertheit, ihre habituelle Progressivität zum moralischen Maßstab erheben, um sich darüber von der Arbeiterklasse abzuheben. Progressive und kritisch-politische Standpunkte, die teure Umverteilungen oder systemische Umwälzungen verwerfen und sich stattdessen auf günstige Formen symbolischer Anerkennung beschränken, spielen somit im Zweifelsfall „Vertretern hoch technisierter, »symbolischer« und dienstleistungsbasierter Wirtschaftssektoren“ (Fraser 2017: 78) in die Karten:

¹²¹ Man denke hier bspw. an Werbe- und Marketingstrategien, Politik- und sonstige Beratung, PR-Management etc., wo ein Zeichen-basiertes *Social Engineering* (s. 2.1) als Dienstleistung verkauft werden kann. Dabei denke man konkret auch an Menschen mit einem Hochschul-Abschluss z. B. in Linguistik, die auf der Suche nach einem gut bezahlten Beruf in einer solchen Branche natürlich gut beraten sind, zu propagieren, dass die „richtige“ Wortwahl zu treffen nicht nur erstens teures Spezialwissen über Sprache erfordert, sondern dass sie auch zweitens zuverlässig – auf gleichsam sprachmagische Weise (s. 2.1) – genau die vom Kunden gewünschten persuasiven Effekte hat, die die Investition in das teure linguistische Spezialwissen lohnend machen. Die Ökonomie der Sprache lässt sich also auch als Ökonomie des Sprachwissens verstehen. Selbst Intellektuellen in der akademischen Welt schreibt z. B. Chomsky einen Vorteil von einer technisierten Informationsökonomie zu: „Intellectuals have an important part to play in the maintenance of this structure; they find ideological justifications for it“ (Fitzpatrick & Chomsky 1978: 120). In die gleiche Richtung zielt auch Bourdies Kritik an den „heteronomen Intellektuellen“, die wesentlich dazu beitragen, daß die Marktgesetze im kulturellen Feld als legitim anerkannt werden“ (Zima 2010: 314).

Wenn auch unbeabsichtigt leihen sie Letzteren dabei ihren Charme und ihr Charisma. Seit her bemänteln – prinzipiell für sehr unterschiedliche Ziele einsetzbare – Ideale wie Diversität und Empowerment neoliberale Politiken, die zu einer Verheerung der alten Industrien mitsamt der Mittelklasse-Lebenswelten der in ihnen Beschäftigten geführt haben. (Fraser 2017: 78)

Denn nicht nur für Vertreter einer solchen „wissensbasierten Wirtschaft“ (Fraser 2017: 78), auch für mächtige ökonomische Akteure im Allgemeinen ist es von Vorteil, wenn sich linke Kritik weniger auf Profit-gefährdende Verteilungsfragen und mehr auf kostengünstige oder gar kommodifizierbare Formen symbolischer Anerkennung konzentriert. So entsteht eine Interessengemeinschaft, die Fraser als *progressiven Neoliberalismus* bezeichnet. In diesem Begriff vereinen sich nach Fraser zwei Transformationen des ordoliberalen Kapitalismus in den U. S. A. und in Europa. Einerseits wurden im Zuge der Emanzipationsbewegungen der 1960er- und -70er-Jahre die mit diesem staatlich verwalteten Kapitalismus verbundenen Unterdrückungsformen bekämpft; etwa die „Ausbeutung des Globalen Südens, die Institutionalisierung weiblicher Abhängigkeit via »Familieneinkommen« und die rassistisch motivierte Exklusion der Beschäftigten in Landwirtschaft und Haushalt aus den sozialen Sicherungssystemen“ (Fraser 2017: 82). Zur selben Zeit wurde auch die andere Säule der sozialen Marktwirtschaft abgebaut: Durch Marktderegulierung, ökonomische Globalisierung, Zerschlagung von Gewerkschaften etc. wurden jegliche staatliche Regulierungen des Marktes zugunsten eines übernehmenden Neoliberalismus zurückgedrängt. Die Befürworter einer solchen neoliberalen, marktradikalen Ökonomie fanden nun mit den „Neuen Sozialen Bewegungen, die auf den Umsturz der alten Hierarchien in den Bereichen Gender, »Rasse«/Ethnie und Geschlecht abzielten“ (Fraser 2017: 82) ein gemeinsames Feindbild in den sozialdemokratischen Verfechtern des staatlich regulierten Kapitalismus,

die ihre vom Kosmopolitismus der neuen Finanzmarktkökonomie bedrohten überkommenen Lebensverhältnisse und Vorrechte verteidigen wollten. Der Zusammenprall beider Fronten brachte eine neue Konstellation hervor: *Die Vertreter der Emanzipationsbewegungen verbindeten sich mit den Partisanen des Finanzkapitalismus zum Angriff auf die sozialen Sicherungssysteme.* Das Ergebnis ihres Team-ups war: der progressive Neoliberalismus. (Fraser 2017: 82; Hervorhebung im Original)

Aus ökonomischen Machtpositionen und neoliberalen Interessen heraus konnten sich diese linke Spaltung zwischen Arbeiterbewegungen mit Interesse an ökonomischer Gerechtigkeit einerseits und Emanzipationsbewegungen mit Interesse an repräsentativer Gerechtigkeit andererseits sowie die Gewichtung weg von ersten, hin zu letzteren (s. 4.2.2.2) bestens für die eigenen Zwecke nutzen; denn Umverteilung und Sozialstaat sind schlecht fürs Geschäft, während symbolische An-

erkennung, Sprachgepflogenheiten, Anti-Diskriminierungsrichtlinien etc. nicht nur kostengünstig sind (vgl. Pfaller 2017: 20 f.; Knobloch 2020), sondern sogar noch als Waren und Dienstleistungen gewinnbringend gehandelt werden können (s. o.). Zuweilen zeigt sich daher „das Großkapital stolz Seit‘ an Seit‘ mit der Theorie der politischen Korrektheit“ (Žižek 2018: 296), was auch als „woke capitalism“ (Rhodes 2021) bezeichnet wird.

4.2.2.4 Aushöhlende Spektakularisierung politischer Zeichen

Durch die Vereinigung mit neoliberalen Akteuren, die in dieser Zweck-Allianz weiter erfolgreich ihre finanziellen Interessen verfolgen, droht emanzipatorischen Bewegungen und ihren Zeichen die Gefahr der Rekuperation, die wiederum an eine Entwicklung anschließt, bei der rebellische Kräfte zum bloßen Spektakel verkommen. Im Sinne der Situationistischen Internationale (vgl. Debord 1996; Grigat, Grenzfurthner & Friesinger 2006; BBZN 2006; Ford 2007) beschreibt der Begriff der Rekuperation die Vereinnahmung bzw. die Simulation von Rebellion, insbesondere durch den Markt, der dieselbe somit zur konsumierbaren Ware formt. In diesem Sinne trägt nach Debord (1996: § 59) „die rein spektakuläre Empörung“¹²² nicht etwa zu einer Veränderung der empörungswürdigen Verhältnisse bei, sondern vielmehr dazu, „daß die Unzufriedenheit selbst zu einer Ware geworden ist“ (ebd.). Die Kommodifizierung von subversiven Aktivitäten, Gedanken und v. A. Zeichen basiert für ihn demnach auf deren Aushöhlung zum bloßen Spektakel.

Ähnliche Ansätze zur Spektakularisierung des Politischen finden sich auch bei anderen Denkern; z. B. bei Fromm (1991: 176), wenn er beklagt, dass ohne die Macht der Entscheidungsdurchsetzung „die in einer Demokratie geäußerten Meinungen kaum mehr Gewicht [haben] als der Applaus bei einer Sportveranstaltung“; oder bei Kopperschmidt (1991: 86), wenn er sich eines geflügelten Wortes aus dem Hause Daimler Benz bedient: „Die Politik macht die Rhetorik, die Wirtschaft die Realität“¹²³. Vor allem aber Baudrillard (2011: 10 f.) formuliert den Übergang von einem subversiven Potenzial zum Spektakel gewohnt fatalistisch:

All diese Befreiungen geben sich als Idealgehalt die Phantome, die das System in seinen aufeinanderfolgenden Revolutionen verschlungen hat und die es nun als Revolutionsphantas-

¹²² Debords (1967: § 59) Formulierung im französischen Original „révolte purement spectaculaire“ sowie die englische Übersetzung zu „purely spectacular rebellion“ (Debord 1983: § 59) legen nahe, auch im Deutschen eher von einer *spektakulären Rebellion* oder *Revolte* als von *Empörung* zu sprechen.

¹²³ Vgl. „Die Chefs“ in der *Zeit* vom 20. Oktober 1989: <https://www.zeit.de/1989/43/die-chefs> (zuletzt aufgerufen am 07.07.2023).

men listig wieder aufleben lässt. Alle Befreiungen sind nur Übergänge zu einer allgemeinen Manipulation. Im Stadium aleatorischer Kontrollmechanismen ist auch die Revolution selbst bedeutungslos geworden.

Derartige Revolutionsphantasmen beschreibt Baudrillard (1991: 9) auch als *Rausch* oder *Ekstase* und Žižek (2018: 274) später als „jenes stupide, allumfassende »ozeanische« Gefühl“, das aufkommt, wenn alle Anwesenden sich in einer Art und Weise rebellisch geben, die mit bestehenden Machtstrukturen derart vereinbar ist, dass gegen niemanden mehr wirklich rebelliert wird, alle tatsächlichen Antagonismen bzw. Agonismen zugunsten des rebellischen Rausches bzw. Scheins verwaschen (vgl. Žižek 2018: 274 f.).¹²⁴

In diese Konzepte reiht sich auch das Verständnis des Spektakels der Situationistischen Internationale (S. I.) ein, das schließlich die Rekuperation der Rebellion ermöglicht: „Das Spektakel ist, seinen eigenen Begriffen nach betrachtet, die Behauptung des Scheins und die Behauptung jedes menschlichen, d. h. gesellschaftlichen Lebens als eines bloßen Scheins“ (Debord 1996: § 10). In dieser Konzeption des Spektakels lassen sich viele Stränge der bisher beschriebenen Phänomene zusammenführen. Ganz grundlegend reiht sich das spektakuläre „Monopol des Scheins“ (Debord 1996: § 12) in die phallogozentrische, auf das Wahrnehmbare beschränkte Ausrichtung der Sprache, des Marktes, der moralisch-sittlichen Reputation und des Prestiges ein (vgl. schon Debord 1996: § 17 in 4.2.1.1): „Das Spektakel stellt sich als eine ungeheure, unbestreitbare und unerreichbare Positivität dar. Es sagt nichts mehr als: ‚Was erscheint, das ist gut; und was gut ist, das erscheint.‘“ (Debord 1996: § 12). Genauso führt das Konzept des Spektakels aber auch den Gedanken einer Zeichenökonomie, ein Verständnis von Zeichen als Waren fort (vgl. 4.1): So ist der Einstieg in Debords *Die Gesellschaft des Spektakels* eindeutig an Marx Einstieg in *Das Kapital* angelehnt, wobei Debord das *Spektakel* bezeichnenderweise an die Stelle der Marx'schen *Ware* treten lässt (vgl. Ford 2007: 113 f.): „Das ganze Leben der Gesellschaften, in welchen die modernen Produktionsbedingungen herrschen, erscheint als eine ungeheure Sammlung von Spektakeln“ (Debord 1996: § 1).¹²⁵ Für die Ware (und in einer Analogie auch für die Zeichen) wurde bereits beschrieben, wie die Überwölbung Gebrauchswerts durch den Tauschwert (s. 4.1.5) zur Selbstreferenzialität des Tauschsystems führt (s. 4.1.4). Auch für Debord (1996: § 46) „ist der Tauschwert endlich dazu gekommen, den Gebrauch zu steuern“ und genauso führt auch die „Verschiebung vom

¹²⁴ Vgl. hierzu auch die normierenden Effekte einer konsens-orientierten Moralisierung in Kapitel 3.3.

¹²⁵ Vgl. hierzu Marx (2019/1867: 11): „Der Reichthum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ‚ungeheure Waarensammlung‘.“

Haben zum Scheinen“ (Debord 1996: § 17; s. 4.2.1.1) dazu, dass das Spektakel nur noch auf sich selbst verweist: „Der zutiefst tautologische Charakter des Spektakels geht aus der bloßen Tatsache hervor, daß seine Mittel zugleich sein Zweck sind“ (Debord 1996: § 13).¹²⁶

Ebdiese Tautologie des Spektakels droht auch eine potenziell subversive Sprache einzuholen: Durch einen sprachmagischen Fokus auf die lexikalische Ebene, der einzelne Wörter nicht mehr als kontingente Unterscheidungszeichen verstehen, die auf eine bestimmte Haltung verweisen sollen (s. 3.2), sondern als souverän vollzogene Handlung der Realitätskonstruktion (s. 2), droht die Gefahr, dass Wortgebrauch zum Selbstzweck erhoben wird und dadurch zum selbstbezüglichen Spektakel verkommt – selbstbezüglich nicht nur in dem in 4.1. beschriebenen Sinne, dass Wörter nur aufeinander und auf nichts außerhalb der Sprache verweisen, sondern in dem Sinne, dass das einzelne Wort auf nichts verweist außer auf sich selbst, da in ihm selbst bereits die Realität stecke (s. hierzu ausführlicher 4.3).

4.2.2.5 Rekuperation und Kooptation subversiven Scheins

Die spektakuläre Fokussierung auf den (sprachlichen) Schein begünstigt also den bereits angesprochenen Prozess der Rekuperation, bei dem subversive Potenziale durch den Markt vereinnahmt und nach einer kapitalistischen Logik weiterverarbeitet werden. Denn je stärker subversive Bewegungen das Äußere, die Repräsentativität, das Zeichen, kurz: den Schein propagieren – in der Hoffnung, der Schein bestimme das Sein (s. 2.1) – desto leichter fällt es, diesen Schein zu simulieren, die Zeichen zu imitieren und für eigene Zwecke zu vereinnahmen.¹²⁷ Kapitalistische Systeme eignen sich für derartige Prozesse der Vereinnahmung in besonderem Maße aufgrund ihrer fortwährenden Anpassungsfähigkeit. Schumpeter beschrieb diese mit seinem berühmten Konzept der *schöpferischen Zerstörung*, die er versteht als einen

Prozeß einer industriellen Mutation – wenn ich diesen biologischen Ausdruck verwenden darf –, der unaufhörlich die Wirtschaftsstruktur von innen heraus revolutioniert, unaufhörlich die alte Struktur zerstört und unaufhörlich eine neue schafft. Dieser Prozeß der «schöpferischen Zerstörung» ist das für den Kapitalismus wesentliche Faktum. Darin besteht der

¹²⁶ Auch bei Baudrillard (2011: 100) haben sich in einem ganz ähnlichen Sinne „Sein und Schein [...] in einer einzigen Substanz, der von Produktion und Arbeit, aufgelöst“.

¹²⁷ Dies liegt auch daran, dass Wörter und andere symbolische, also arbiträre Zeichen im Gegensatz zu Handicaps (s. 4.2.1.3) keine nennenswerten Unkosten verursachen. Dieser Zusammenhang wird ausführlicher in Kapitel 4.3 untersucht werden.

Kapitalismus und darin muß auch jedes kapitalistische Gebilde leben. (Schumpeter 2020/1946: 106; Hervorhebung im Original)

Schumpeter (2020/1946: 106) versteht das Prinzip der schöpferischen Zerstörung also „in dem Sinne, daß immer entweder Revolution oder Absorption der Ergebnisse der Revolution im Gang ist; beides zusammen bildet das, was als Konjunkturzyklus bekannt ist“. Daraus geht hervor, dass der Kapitalismus mit verschiedenen Formen der Kritik, der Revolution und des Wandels nicht nur besonders gut umgehen kann, sondern dass er auf dieselben regelrecht angewiesen ist, um sich immer wieder erneuern und so seine Bedingung des grenzenlosen Wachstums erfüllen zu können. Da der Kapitalismus – genau wie die Sprache und jede Struktur (s. 2.1.2) – selbst als Macht zu verstehen ist, muss seine Anpassungsfähigkeit vor allem auch transitiv verstanden werden, insofern er nicht nur sich selbst an neue Gegebenheiten, sondern auch alle neuen Gegebenheiten an seine eigene Logik der Verwertbarkeit anpasst, um sich diese einzuverleiben. Dörre (2009) beschreibt diese Notwendigkeit der expansiven Vereinnahmung verschiedenster Lebensbereiche speziell durch den Finanzkapitalismus seit den 1970er-Jahren als Prozesse „einer neuen Landnahme“ (ebd.: 22).¹²⁸ Mit Baudrillard (2011), für den das Kapital ein bestimmtes Schema der Funktionsweise der Zeichen als dessen Simulakrum oder Code bedingt (ebd.: 9 f., 18, 93 ff.; vgl. 4.1.5), lässt sich die Rekuperation durch Marktmechanismen wie folgt verstehen:

Alles, was sich in das entfinalisierte Raum-Zeit-Gefüge des Codes einschaltet oder in es einzugreifen sucht, wird von seinen eigenen Zweckbestimmungen getrennt, zersetzt und absorbiert – das ist der bekannte Effekt der Vereinnahmung, der Manipulation, der Aufbereitung und Wiederaufbereitung auf allen Ebenen. (Baudrillard 2011/1976: 12)

Was in Baudrillards allgemeiner Formulierung des *Codes* bereits anklingt, ist, dass das Phänomen der Rekuperation nicht auf den Markt oder das Kapital beschränkt ist, sondern in Machtstrukturen im Allgemeinen wirken kann, weshalb z. B. auch Žižek (2018: 21) betont, „dass der Machtapparat seit 1968 eine außergewöhnliche Fähigkeit bewiesen hat, kritische Bewegungen als Quelle zur eigenen Erneuerung zu nutzen“. Vor dem Hintergrund des subversiven Potenzials einzelner Zeichen geht hier also einerseits deren Spektakularisierung und kapitalisti-

¹²⁸ Vgl. hierzu etwa auch Boltanski & Chiapello (2003) empirischen Vergleich von Management-Literatur zwischen den 1960er- und 1990er-Jahren, aus dem sie schlussfolgern, dass „der Kapitalismus im Laufe der letzten dreißig Jahre zu weiten Teilen seinen Geist verändert hat“ (ebd.: 142), insofern gesellschaftliche Kritikpunkte und Bedürfnisse nach „Autonomie, Spontaneität, Mobilität, Disponibilität, Kreativität“ (ebd.: 143) „direkt der Ideenwelt der 68er entliehen“ (ebd.: 143) und in den *neuen Geist des Kapitalismus* – so der Titel ihres Werkes – als dessen Heils- und Erfolgsversprechen implementiert wurden.

sche Verwertung zu beachten (s. o. *woke capitalism*) andererseits aber auch deren Vereinnahmung aus hegemonialen Positionen heraus, die sich letztlich auch auf die konventionalisierte Bedeutung der Zeichen auswirkt (s. 4.3). Die Frage nach der Vereinnahmung von politischen, moralisierten und Prestigesymbolen ist also auch die Frage nach der „power behind discourse“ (Fairclough 1989: 73): Welche Gruppierungen und Meinungslager haben eher Zugang zum Diskurs und die Möglichkeiten, ihre Interessen aktiv in massenmedialen Texten zu vertreten? (vgl. Reisigl 2018: 170). Nach Marx' und Engels' materialistischer Geschichtsauffassung wird ein solcher Zugang zum Diskurs wiederum durch materielle, ökonomische Machtverhältnisse bestimmt:

Die Gedanken der herrschenden Klasse sind in jeder Epoche die herrschenden Gedanken, d. h. die Klasse, welche die herrschende materielle Macht der Gesellschaft ist, ist zugleich ihre herrschende geistige Macht. Die Klasse, die die Mittel zur materiellen Produktion zu ihrer Verfügung hat, disponiert damit zugleich über die Mittel zur geistigen Produktion, sodaß ihr damit zugleich im Durchschnitt die Gedanken derer, denen die Mittel zur geistigen Produktion abgehen, unterworfen sind. (Marx & Engels 1932: 35)

Will man diese materiellen Grundlagen für diskursive Hegemonie auf sozioökonomisches Gatekeeping des Zugangs zum Diskurs übertragen, hilft bspw. ein Blick auf die soziale Herkunft von Menschen mit journalistischen Berufen: „Der Anteil von Akademikerhaushalten in der Elterngeneration der Journalistenschüler ist hoch: 71% der Journalistenschüler haben mindestens einen Elternteil mit Hochschulabschluss“ (Lueg 2012: 73). 67% der Menschen im journalistischen Feld „stammen aus Angestellten- und Beamtenfamilien, woraus man auf eine relativ gesicherte und eventuell auch auf eine leicht privilegierte soziale Herkunft schließen kann.“ (Lueg 2012: 54). Mit der Verbreitung potenziell subversiver Meinungen durch die Linse eines sozialen Feldes, das reich an „inkorporiertem Kulturkapital“ (Bourdieu 2005: 52, 61) ist, innerhalb eines journalistischen Feldes, das auf die „Konvertibilität zwischen kulturellem und ökonomischem Kapital“ (Bourdieu 2005: 62) angewiesen ist, ist die Möglichkeit verbunden, dass diese potenziell subversiven Meinungen im Zuge der Vergrößerung und Professionalisierung ihrer Meinungslager und deren „Macht hinter dem Diskurs“ (Reisigl 2018: 170) sich zusehends zugunsten ebendieser Macht- bzw. privilegierten Position wandeln und von dieser kooptiert werden, sodass ihr subversives Potenzial in eine stabilisierende und Macht- bzw. Privilegien-erhaltende Kraft umgewandelt wird.¹²⁹

¹²⁹ Vgl. hierzu schon McConnell-Ginet (2020: 244) in 3.2.2: „Existing hierarchical relations and formal institutions usually help authorize meanings that serve establishment interests. [...] the tilt is toward preserving existing power“.

Die Sorge vor einer solchen Kooptation und Rekuperation wird bspw. auch in feministischen Binnen-Debatten geäußert, insofern etwa Forderungen nach Repräsentation die bestehenden Machtstrukturen nicht nur unhinterfragt ließen, sondern bei ihrer oberflächlichen Erfüllung sogar hälften, diese langfristig zu stärken, indem sie die Kritik an ihnen verstummen ließen. Nach Hooks (2020: 188) untergraben vor allem beschwichtigende Reformen, die auserwählten Frauen einen höheren Klassenstatus verschaffen, solang diese sich nicht wesentlich anders verhalten als die Männer, eine feministische Politik. „Reformistische feministische Themen konzentrierten sich auf die Erlangung sozialer Gleichberechtigung mit privilegierten Männern innerhalb der bestehenden sozialen Struktur“ (Hooks 2020: 116). Salopp gesagt: Solang es genug Milliardärinnen gibt und genug hungernde Männer, müssen die Ursachen für ungleiche Gehälter zwischen den Geschlechtern (z. B. die Unterbezahlung sozialer Berufe durch einen schwachen Sozialstaat und die Überbezahlung wirtschaftlicher Berufe durch einen starken Finanzmarkt) gar nicht hinterfragt werden – geschweige denn die stark ungleichen Gehälter und Vermögen zwischen Menschen überhaupt.

Als privilegierte Frauen durch Männer privilegierter Klassen vermehrt Zugang zu wirtschaftlicher Macht erhielten, waren feministische Diskussionen über Klassen nicht mehr alltäglich. Stattdessen wurden Frauen ermutigt, den wirtschaftlichen Gewinn wohlhabender Frauen als positives Zeichen für alle Frauen zu sehen. In Wahrheit änderten diese Errungenschaften selten das Schicksal der armen Frauen und der Arbeiterinnen (Hooks 2020: 117)

Am Ende des Tages wollten die meisten weißen Frauen privilegierter Klassen [...] mehr Klassenprivilegien und soziale Gleichberechtigung mit den Männern ihrer Klassen, als Freiheit für sich selbst und ihre ausgebeuteten und unterdrückten Schwestern. Diese Absprache trug zur Destabilisierung der feministischen Bewegung bei. (Hooks 2020: 118)

Auch Fraser (2017: 81) kritisiert einen solchen „meritokratischen Aufsteigerinnen-Feminismus“ als „Wunschpartner“ der „Interessengruppen, die die Entfesselung der kapitalistischen Wirtschaft betrieben“, und setzt diesem einen *Feminismus für die 99%* entgegen (vgl. Arruzza, Bhattacharya & Fraser 2019).

In diesem Sinne kann Kooptation durch bestehende Mächte potenziell alle auf marginalisierte Identitäten bezogenen Forderungen betreffen, wie z. B. das Ziel der Diversität. So resümiert zuletzt etwa Degen (2022: 229) in ihrer ausgiebigen Untersuchung des *Diversity Managements*, dass dieses die „neoliberal kapitalistische Einverleibung von Subjekt, Widerstand und Moral“ darstellt. Sie erklärt:

„Diversität wird nicht mehr von marginalisierten Gruppen eingefordert. Diese Funktion hat sich der Kapitalismus einverleibt“.¹³⁰

Als Teil rekuperativer Prozesse, die bestehende Machtverhältnisse stabilisieren können, wie etwa die von Degen beschriebene kapitalistische Einverleibung von Moral, sieht Knobloch auch das beschriebene Phänomen der Moralisierung (s. 3.3.1). „Das Moralisieren ist eine unspezifische Ressource, zugleich Währung und Zirkulationsmittel für die Machtlosen und Ressource für die Mächtigen“ (Knobloch 2020: 127). Werden bestimmte Wörter diskursiv als Selbstzweck etabliert, da sie selbst schon die mit ihnen verbundenen moralischen Werte durchsetzen sollen (s. 4.2.2.4), ist es gerade mit einem privilegierten Zugang zum Diskurs probat und auch buchstäblich günstig (s. 4.3), die eigene privilegierte Position unter den „Schutz durch zustimmungspflichtige Wertfassaden“ (Knobloch 2020: 127) zu stellen.¹³¹ Der ökonomische Aspekt dieser Kooptation moralisierter Hochwertwörter zeigt sich nicht nur im beschriebenen Zusammenhang zwischen ökonomischer Macht und der Macht hinter dem Diskurs (s. o.), sondern auch in der Schnittmenge zwischen einer sprachmagischen Verantwortungsethik und einer neoliberalen „strategische[n] Ausweitung der Eigenverantwortungskultur“ (Knobloch 2020: 130): „Weil Moralisierung immer auf Individuen zurechnet, schützt sie zugleich die gesellschaftlichen Systeme gegen Zurechnung, Bewertung, Kritik“ (Knobloch 2020: 127). Noch deutlicher wird dieser Zusammenhang mit dem Fokus auf den eigenverantwortlichen Sprachgebrauch: Wenn alle Sprechenden die Macht haben, durch die richtige Wortwahl Wirklichkeit und somit bessere Verhältnisse zu schaffen, so liegt es in der Hand der Individuen, sich durch das richtige sprachliche „Framing“ gegenseitig zu kritischem Konsum, Spenden, ehrenamtlicher Arbeit etc. zu bewegen. Strukturelle Menschheitsprobleme wie globale Erwärmung und wachsende Ungleichheit können so – ganz im Sinne einer neoliberalen Ideologie – der individuellen Verantwortung überlassen werden, die einen starken (den Markt regulierenden) Staat obsolet macht. Zur Erhaltung der Machtverhältnisse in neoliberalen Strukturen ist die moralische Aufladung der Sprache und v. a. einzelner Wörter also nicht nur hinnehmbar, sondern besonders opportun: „Die unsichtbare Hand des Marktes tritt uns entgegen mit einem (penetrant sichtbaren) moralischen Zeigefinger“ (Knobloch 2020: 138; vgl. Neckel 2008: 37). Wie die Gefahr von Kooptation und Rekuperation durch ökonomische

¹³⁰ Jana Degen in der Zeit vom 10. 07. 2023: „Vielfalt wird zur Fassade“ (<https://www.zeit.de/campus/2023/04/unternehmen-diversity-vielfalt-inklusion>; zuletzt aufgerufen am 19.07.2023). Ausführlicheres hierzu findet sich auch schon bei Newkirk (2019).

¹³¹ „Wenn dieses Muster einmal öffentlich eingelebt ist, wächst naturgemäß die Versuchung für die Mächtigen, auch die je eigene Rolle zu moralisieren, weil das offenkundig gegen politische Angriffe schützt“ (Knobloch 2020: 127).

Mächte mit den ökonomischen Eigenheiten sprachlicher Zeichen (s. 4.1) zusammenhängt, soll abschließend in Kapitel 4.3 untersucht werden.

4.2.2.6 Semiotischer Elitismus und die „verwirrte Herde“

Gerade vor dem Hintergrund der Kooption in politisch-ökonomischen Machtzusammenhängen fällt eine mechanistische Vorstellung von einem Social Engineering, einer sprachlichen Erziehung der Öffentlichkeit und einer Steuerung der öffentlichen Meinung – wie in Kapitel 2.1.3 bereits angedeutet – auf fruchtbaren Boden. Dass Menschen, die über ökonomisches, soziales sowie symbolisches Kapital politischen Einfluss nehmen können, „rationale“ Entscheidungen für die Allgemeinheit treffen könnten, ist ein alter Gedanke. In 2.1.3 wurden zentralisierte sprachliche Durchsetzungsversuche bereits mit Lippmanns (1922) Idee der verwirrten Herde in Verbindung gebracht, nach der nur eine kleine spezialisierte Klasse die „Angelegenheiten der Allgemeinheit“ (Chomsky 2003: 31) verstehen und lenken könne, denen alle anderen planlos ausgeliefert seien als „verwirrte Herde [...], von deren »Getrampel und Gelärm« wir, die Spezialisten uns schützen müssen“ (Chomsky 2003: 31). Bezeichnenderweise findet sich ein ganz ähnlicher Ansatz auch in ökonomischen Zusammenhängen, etwa bei Andrew Carnegie. In *The Gospel of Wealth* argumentiert Carnegie (1906), dass es nur recht und billig sei, wenn sich Vermögen bei einer wohlhabenden Elite ansammele, da diese aufgrund ihres vermeintlichen ökonomischen Geschicks und ihrer Weisheit sinnvolle Spenden tätigen und so den sozialen Fortschritt in die richtige Richtung lenken könne. Diese Spenden und Investitionen seien auf lange Sicht auch für die Armen besser als eine gleichmäßige Verteilung des Wohlstands, da die Armen nicht über das spezielle Wissen verfügten und ihr Geld nicht derart sinnvoll investieren könnten, wie eine reiche Elite dies für sie entscheiden könne.

Zieht man hier wieder die Parallele zwischen den beiden chaotischen, über-individuellen Systemen Geld und Sprache als Phänomene der dritten Art (s. 4.1), zwischen ökonomischem und symbolischem Kapital (s. 4.2.1), so kann eine wohlmeinende ökonomische und Bildungs-Elite auch bei sprachlichen Zusammenhängen für sich in Anspruch nehmen, über ein privilegiertes Wissen über die geheimen, manipulativen Funktionsweisen bestimmter Wörter zu verfügen und daher besser als die restliche Sprachgemeinschaft ganz allgemein beurteilen zu können, mit welchen Worten welche Realität konstruiert werden könne, ohne dafür den konkreten Gebrauchskontext kennen zu müssen. So warnt wiederum Chomsky

(in Fitzpatrick und Chomsky 1978: 119 f.) mit Bezug auf Bakunin¹³² wohlmeinende Intellektuelle vor dem Vorhaben, eine meinungsherrschende Klasse bilden zu wollen, dabei jedoch hauptsächlich Ideologie zu (re-)konstruieren (vgl. ebd. 121). In einem ähnlichen Sinne warnt auch Krüger (2016: 105 ff.) vor einer „Verantwortungsverschwörung“ im journalistischen Feld, bei der die journalistisch Agierenden es in ihrer Verantwortung sehen, in politischen – oder nunmehr moralisierten (s. 3.3) – auf der richtigen Seite zu stehen und ihre Leserschaft von dieser zu überzeugen, um nicht zu sagen: sie zu dieser Meinung zu erziehen. Auch hierin steckt nicht nur die Überzeugung, es qua Zugehörigkeit zu einer intellektuellen Elite¹³³ besser zu wissen als die Anderen, sondern – und das ist hier entscheidender – die Überzeugung, die Meinung der verwirrten Herde durch die eigenen Worte steuern zu können. Nicht-steuerbare Nebeneffekte auf der Makroebene wie der allgemeine Vertrauensverlust in „die Medien“ (vgl. Krüger 2016) oder die Gefahren verstärkter Polarisierung (s. 3.3) und Reaktanz (s. 4.2.2.8) lassen sich dabei jedoch nur schwer überblicken.

Dabei werden die Überzeugung von der eigenen moralischen Überlegenheit einerseits und von der intellektuellen Hellsichtigkeit andererseits gleichermaßen gestützt durch ein rationalistisches Modell von Moralität (s. 3.1). Wenn moralische Urteile keine Frage von subjektiven, (sub-)kulturabhängigen Intuitionen sind, sondern eine Frage der rationalen Fähigkeiten, so müssen die Unterschiede in moralischen (Sprach-)Einstellungen nicht auf individuelle, kulturelle, sozioökonomische etc. Unterschiede oder auf je interessengeleitete Voreingenommenheiten zurückgeführt und damit einander gleichgestellt werden. Stattdessen können dann diejenigen, die über höheres berufliches Prestige und symbolisches Kapital verfügen, schlichtweg eine höhere Rationalität für sich in Anspruch nehmen und divergierende Moralempfindungen als irrational abwerten: „[T]he rationalist delusion is not just a claim about human nature. It's also a claim that the rational caste (philosophers or scientists) should have more power, and it usually comes along with a utopian program for raising more rational children“ (Haidt 2012: 103). Ein rationalistisches Modell von Moral dient somit zur argumentativen Stützung des vorgestellten elitistischen Glaubensatzes, nach dem die „Klugen“ für alle entscheiden sollten, was richtig und falsch ist. So warnt wiederum Chomsky

¹³² Chomsky zitiert Bakunin wie folgt „The intellectuals will try to create the reign of scientific intelligence the most aristocratic, arrogant despotic and elitist of all regimes. There will be a new class a new hierarchy of real and counter feit scientists and scholars and the world will be divided into a minority ruling in the name of knowledge, and an immense ignorant majority. And then woe unto the mass of ignorant ones.“ (Fitzpatrick & Chomsky 1978: 120).

¹³³ Zur überwiegend ökonomisch bessergestellten und akademischen sozialen Herkunft im journalistischen Feld vgl. Lueg (2012) in 4.2.2.5.

vor genau dieser Verbindung von Rationalismus und Elitismus in Theorien wie der Reinhold Niebuhrs: „die meisten Leute ließen sich von Gefühlen und Impulsen leiten. Die mit Rationalität Begabten hätten die Aufgabe, »notwendige Illusionen« und emotional einflussreiche »Übervereinfachungen« zu schaffen, um die naiven Einfaltspinsel auf Kurs zu halten“ (Chomsky 2003: 32).

Auch hier fallen sprachmagische Vorstellungen (s. 2.1) auf den fruchtbaren Boden des Elitismus: So erlaubt insbesondere eine rationalistisch-elitäre Unterscheidung zwischen „den Rationalen“ und „den Affekt-Gesteuerten“ die Konzeption von geheimen manipulativen Kräften, die einzelne Wörter ausüben; jedoch nur in den vermeintlich schlichten Gemütern der „einfachen Leute“; der überlegene Verstand der Intellektuellen ist gegen die manipulativen Kräfte der Wörter aufgrund seiner Rationalität immun. Einerseits lässt sich so der prinzipiell ubiquitäre „Third-Person-Effekt“ (Schweiger 2013: 21) rationalisieren, nach dem Menschen zuverlässig der Überzeugung sind, dass Dritte von negativen medialen Wirkungen stärker betroffen seien als sie selbst. Andererseits kann die Rationalisierung divergierender sprachlicher Moralvorstellungen von reputierlichen Positionen aus zur Festigung und Vermehrung des eigenen symbolischen Kapitals genutzt werden, sodass die jeweiligen Bezeichnungen die Funktion von Prestigesymbolen einnehmen (s. 3.3). Pfaller (2017: 28) vermutet hinter vielen moralisch motivierten Bezeichnungsfixierungsversuchen gar „einen Mittelstand mit hehren moralischen Gefühlen für ferne Benachteiligte und hohem, daraus entspringenden Distinktionsgewinn von einer Unterschicht, die sich solche Gefühle und den dazugehörigen verklemmten akademischen Jargon immer weniger leisten kann“. Werden sprachmagische, also banalisierte Vorstellungen über die Steuerung der gesellschaftlichen Verhältnisse mittels einzelner Zeichen in derartige paternalistische Dynamiken überführt – oder gar in einen regelrechten Elitismus nach der Art Lippmanns, Carnegies oder Niebuhrs –, so drohen auch die aus dieser elitären Position heraus verwendeten kooptierten Zeichen in der restlichen Sprachgemeinschaft als Teil eines elitären Jargons wahrgenommen zu werden (vgl. Allan & Burridge 2007: 96), mit dem die „verwirrte Herde“ kognitiv gesteuert werden soll.

Bevor in 4.3 fortführend der Frage nachgegangen wird, welche Folgen die hier vorgestellten Dynamiken für die Konventionalisierung der Wortbedeutung und somit für die Durchsetzung eines bestimmten Konzeptes haben, sollen im Folgenden zunächst noch zwei weitere unerwünschte Nebeneffekte nachgezeichnet werden, die auf gesamt-diskursiver Ebene (abseits der Bedeutungskonventionalisierung einzelner Lexeme) aus den beschriebenen sozio- und prestigeökonomischen Dynamiken hervorgehen können: Einerseits können insbesondere die Spektakularisierung (s. 4.2.2.4) sowie die hegemoniale Kooptation (s. 4.2.2.5) sprachlicher Zeichen, Themen und ganzer Diskurse dazu führen, dass die *Voice* marginalisierter kollektiver Identitäten im *Noise* des nun von verschiedensten,

insbesondere auch privilegierteren Positionen aus geführten Diskurses untergeht (s. 4.2.2.7). Zweitens verstärkt eine mehrheitliche Wahrnehmung vermeintlich politisch-progressiver Zeichen als Teil eines distinguierten, elitären Jargons die beschriebene gesellschaftliche Polarisierung (s. 3.3.2), indem sie zu Reaktanz führt, die wiederum von populistischen Akteuren mobilisiert werden kann (s. 4.2.2.8).

4.2.2.7 Das Übertönen derer, über die gesprochen wird

Wenn moralische Sprachkritik und meliorative Bezeichnungsfixierungen – etwa in Formen, die als *Political Correctness* verstanden werden, – einerseits zunehmend von ökonomisch besser gestellten sozialen Milieus (s. 4.2.2.1) und durch einen privilegiertem Zugang zum Diskurs (s. 4.2.2.5) in Umlauf gebracht werden und andererseits zum Spektakel verkommen (s. 4.2.2.4), das aus hegemonialen Positionen allzu leicht imitiert und den eigenen Zwecken entsprechend kooptiert werden kann (s. 4.2.2.5, 4.2.2.6), so können auch in Diskursen um Marginalisierung und Unterdrückung die Stimmen der tatsächlich Betroffenen von denen der diskursiv überlegenen Wohlmeinenden, jedoch Nicht-Betroffenen übertönt werden. In antikolonialen und anderen anti-hegemonialen Diskursen warnt insbesondere Spivak (1990; 1996) davor, stellvertretend für unterdrückte Gruppen zu sprechen, die sie, angelehnt an Gramsci, mit dem relationalen Begriff der Subalterne zu fassen versucht.¹³⁴ Spivaks Warnung lässt sich dabei direkt auf die hier behandelte Frage nach der Selbstdarstellung und dem Prestige-Gewinn der Sprechenden beziehen, insofern das Für-Andere-Sprechen mit einem „will to hear oneself speak“ (Spivak 1996: 33) und gar mit einer „narzisstischen Verführung“ (Castro Varela & Dhawan 2020: 195) in Verbindung gebracht wird. Dieses Prestige wiederum muss auch mit Spivak als symbolisches Kapital verstanden werden, das sich in ökonomisches Kapital ummünzen lässt. So sehen Castro Varela & Dhawan in ihrer kritischen Einführung in die postkoloniale Theorie (2020) die von Spivak erwähnte Verführung gerade darin, „die Position *der* legitimen Stimme der Unterdrückten und Entrechteten dieser Welt einzunehmen und dadurch Vorteile für sich zu erheischen. Das vermarktbare Gehör steht dann der Repression der subalternen Stimmen gegenüber“ (ebd.: 195 f.; Hervorhebung im Original). Für die vorliegende Untersuchung ist ferner ausschlaggebend, dass Spivak (1990: 104) auch vor der Subsumierung minorisierter Gruppen unter von außen angeführte abstrakte Sammelbegriffe wie *die Arbeiter*, *die Frauen* oder *die Kolonisierten* warnt, deren Gebrauch sie als eine Praxis der „masterwords“ (ebd.) ablehnt.

¹³⁴ „Subalternität ist gewissermaßen die Gegenposition zur Hegemonie. Sie ist keine Identitätsbezeichnung, sondern eine Position, die von Differenz markiert ist“ (Castro Varela & Dhawan 2020: 198).

Dasselbe gilt auch für die selbst ernannten und gewählten Repräsentanten und Repräsentantinnen, die im Namen unterdrückter Gruppen so sprechen, als gäbe es ein einheitliches politisches Subjekt, welches kollektiv *durch sie* sprechen würde. Die bei dieser Praxis hergestellte Kohärenz sei nichts anderes als ein Effekt dominanter Diskurse, während die Sprache eines universalen politischen Kampfes immer potentiell gewalttätig ist. Gewalt erfahren dabei vor allem die, die unter die machtvollen Bezeichnungen subsumiert und damit assimiliert werden. Ihre Stimmen würde, so Spivak, gerade von den radikalen Gegendiskursen zum Verstummen gebracht, die vorgeben, für sie zu sprechen. (Castro Varela & Dhawan 2020: 195; Hervorhebung im Original)

Entsprechend können vom Schicksal solcher kollektiver Sammelbegriffe auch die moralisch motivierten und ggf. im Zusammenhang mit Political Correctness durchgesetzten Gruppenbezeichnungen betroffen sein (vgl. Klug 2020: 81).

Die Gefahr des Reden-Über statt Reden-Mit droht in dem Maße, in dem die moralisierten Bezeichnungsalternativen in symbolisches Kapital überführt werden, zu dem auch Bildung, Bewusstsein für Trends und Moden und eben erlesene Kontaktkreise gehören (s. 4.2.1.3). So spitzt etwa Pinker (1994: 21) polemisch zu: „Using the latest term for a minority often shows not sensitivity but subscribing to the right magazines or going to the right cocktail parties.“ In dem Maße, in dem der Gebrauch potenziell progressiver Alternativbezeichnungen in Szenarien wie die beschriebenen sozioökonomischen Zusammenhänge verwickelt wird (s. 4.2.2.1–4.2.2.6), trifft auch die folgende generelle Beobachtung von Knobloch zu:

Moralkommunikation thematisiert bevorzugt Schwache, Minderheiten, Opfergruppen, wirkliche oder vermeintliche. Sie richtet sich aber als Botschaft an die (in der Regel besser gestellte) eigene *community*. Man spricht moralisierend *über* andere Gruppen, aber meist mit seinesgleichen. Die gesellschaftliche Trägerschicht des moralisierten Diskurses ist die liberale, gut ausgebildete, meist akademische Mittelschicht (Knobloch 2020: 128; Hervorhebungen im Original).

Während Knobloch als vor allem die sprachliche Abgrenzung nach außen bzw. nach „unten“ einer „Gated Community der Wohlmeinenden“ betont (Knobloch 2020: 133), lassen sich moralisch diskursivierte Bezeichnungskonkurrenzen auch als Teil einer „Prestigekonkurrenz“ (Voland 2007: 43; s. 4.2.1.2) innerhalb einer gebildeten Mittelschicht verstehen.¹³⁵ Die moralisch „richtige“ Ausdrucksweise, vor allem aber der Vorwurf einer moralisch „falschen“ Ausdrucksweise dienen dabei

¹³⁵ Die erhöhte Konkurrenz innerhalb einer ökonomischen Mittelschicht führt Pfaller (2017: 40) wiederum auf die Ausbreitung neoliberaler Politiken (s. 4.2.2.3, 4.2.2.5) zurück: „Durch die neoliberalen Verteilung des Reichtums nach ganz oben ist der Platz in der Mitte knapper geworden. Darum beginnen die Aspiranten, Distinktionskämpfe zu führen, um lästige Mitstreiter auszuschalten.“

als „Waffe, mit deren Hilfe man mehr oder weniger Gleichgestellte wirksam zu Ungleichen machen kann“ (Pfaller 2017: 40). Entsprechend ergehen derartige Vorwürfe laut Pfaller (2017: 40) meist „von einem nichtdiskriminierten Angehörigen aus den Mittelschichten an einen anderen“. Ausgegrenzte, unterdrückte, subalterne Gruppen selbst drohen dabei lediglich als Referenzobjekte zu derartigen Zwecken gebraucht, nicht jedoch direkt angesprochen zu werden: „The socially down and out are so inferior to third parties that they are unlikely to campaign for their support, just as they are unlikely to receive it“ (Campbell & Manning 2014: 701). Auch im Fall der symbolischen Prestigekonkurrenz handelt es sich nach Pfaller (2017: 40) also um ein „Sprachspiel unter Privilegierten, das sich in der Regel in Abwesenheit derer vollzieht, um die es dabei angeblich geht“.

4.2.2.8 Sprachliche Reaktanz und ihre populistische Instrumentalisierung

Wenn derartige Sprachspiele außerhalb solcher gebildeten Communities of Practice, wie bereits hergeleitet wurde (s. 4.2.2.1–4.2.2.6), als Teil eines distinguierten, elitären Jargons wahrgenommen werden, kann dies weiter zu dem Eindruck beitragen, dass „man selbst für seine (meist niedrige) soziale Schicht sowie die (meist gering entlohnte) Arbeit und die (häufig einfachere) Bildung verachtet werde“ (Krause & Gagné 2019: 53; s. 4.2.2.1). Dies wiederum kann führen zum zweiten hier beschriebenen gesellschaftlichen Nebeneffekt: zur Reaktanz gegenüber den als elitär wahrgenommenen Bezeichnungsalternativen, ihren Sprechergruppen und sogar ihrer gesellschaftlichen Zielsetzung. Reaktanz kann mit Haidt (2012: 201) verstanden werden als ein „righteous anger“, der in Subjekten aufkommt, wenn sie den Eindruck haben, dass ihnen von einer ungerechtfertigt und repressiv erscheinenden Autorität (oder in autoritär erscheinender Manier) Handlungseinschränkungen auferlegt werden. „[T]he rise of a would-be dominator triggers a motivation to unite as equals with other oppressed individuals to resist, restrain, and in extreme cases kill the oppressor“ (Haidt 2012: 201). Reaktanz kann demnach als ein moralischer Affekt im in Kapitel 3.1 beschriebenen Sinne verstanden werden,¹³⁶ der gleichsam post hoc rationalisiert werden kann.

Metadiskursive Praktiken in Form von Bezeichnungsfixierungsversuchen, vor allem aber in Form von moralischer Sprachkritik haben das Potenzial, eine solche Reaktanz auszulösen: „PC euphemism is perceived to arise directly out of linguistic intervention. [...] people generally dislike linguistic change, especially change that smacks of deliberate manipulation“ (Allan & Burridge 2007: 100). Ers-

¹³⁶ Die moralische Grundlage dieses Affektes findet sich mit Haidt (2012: 197 ff.) in der *Liberty/Oppression-Foundation*, um die er sein Modell der Moral Foundations erweitert und mit der er die intuitive Ablehnung hierarchischer Strukturen und autoritären Verhaltens beschreibt.

tens speist sich die sprachliche Reaktanz aus dem Eindruck, auch für den unbedarften Gebrauch eines Wortes (wie z. B. *Flüchtlings*, *Indianer*, *dritte Welt* etc.) moralisch abgewertet zu werden (s. 3.3.4):

One reason for hostility towards political correctness is that a breach of PC protocol can quickly become an inquiry into a miscreant's character. When people without natural cover express themselves in an 'incorrect' way, there is always the danger that their audience will judge them on what is known about the character of others who have spoken in a similar way: [...] real bigots, whose motives are malevolent. (Allan & Burridge 2007: 102)

Auch hier spielen ökonomisch-politische Phänomene weiterhin eine Rolle, insofern gerade so wahrgenommene „Riss zwischen dem Moralsprech der Besserverdienenden und den eigenen Machtlosigkeitserfahrungen (Arbeitsplatz, Leistungsdruck, Miete, Rente, Gesundheitswesen, Kita, Verkehr, Altersvorsorge etc.)“ die Reaktanz verstärkt (Knobloch 2020: 135).¹³⁷ Zweitens wird die Moralisierung politischen Wortstreits durch das Einführen eines Letztbegründungsmoments (s. 3.3.1) auch als ein Versuch der Diskursbeendigung wahrgenommen, gegen das Teile der Sprachgemeinschaft sich reaktant verwehren. So beschreibt etwa auch Mouffe (mit Verweis auf Honig, Nietzsche und Arendt) die Besonderheit des Agonismus (s. 3.3.1) gerade in dem gesellschaftlichen Bedürfnis, „dafür zu sorgen, dass die Diskussion über politische Maßnahmen und Ideen nicht abreißt, und gegen jeden Versuch, die Debatte zu beenden, vehement zu protestieren“ (Mouffe 2014: 34) – und so auch in Bezug auf die Diskussionen und Debatten über sprachliche Maßnahmen und Ideen. Um ein Letztbegründungsmoment handelt es sich bei reinen Worttabus – im Gegensatz zu thematischen Kommunikationstabus – (s. 3.1.2) jedoch nur auf metasprachlicher Ebene, wenn Sprachthematisierungen den Gebrauch (oder gar auch die Erwähnung) eines Wortes Kontext-unabhängig als unmoralisch kennzeichnen. Eine Einschränkung der Meinungsfreiheit geht mit lexikalischen Meidungsgeboten keineswegs einher, da prinzipiell jede Meinung mit verschiedenstem Vokabular ausgedrückt werden kann (vgl. Allan & Burridge 2007: 110 f.; Stefanowitsch 2021: 209).¹³⁸ Jedoch gehen mit einer moralischen Bewertung einzelner Wörter soziale Sanktionen einher, die bei bestimmten Sprechergruppen die Sorge auslösen

¹³⁷ Vgl. hierzu auch Fairclough (2003: 25): „Critics of 'PC' had a plausible target because some (but only some) of the forms of cultural and discursive intervention labelled as 'PC' smacked of the arrogance, self-righteousness and puritanism of an ultra-left politics, and have caused widespread resentment even among people basically committed to anti-racism, antisexism, etc.“

¹³⁸ In dem Maße, in dem intendierte Tabuisierungen im Zeichen der Political Correctness Meinungsfreiheit gewähren, können sie – auch dann, wenn sie anerkannt und eingehalten werden, – sprachliche Diskriminierung keineswegs gänzlich verhindern. Stattdessen verschieben Worttabus sprachliche Diskriminierung (so diese ausgedrückt werden will) von der lexikalischen auf die Satz-Ebene und zwingen Sprechende somit zur Explikation einer diskriminierenden Haltung,

können, sich nicht in jedem gesellschaftlichen Kontext mit ihren eigenen Worten zu gesellschaftlich brisanten Themen äußern zu können, ohne (unabhängig vom politischen Gehalt ihrer Äußerung) für ihren Wortschatz als unmoralisch kritisiert zu werden (s. 3.3). Dass diese Form der Kritik nicht mit einer Einschränkung der Meinungsfreiheit gleichzusetzen ist, verhindert nicht, dass sie als solche wahrgenommen wird (vgl. Krause & Gagné 2019: 57, 101; s. 4.2.2.1, 4.2.2.2) und strategisch als solche inszeniert werden kann (vgl. Schröter 2015: 56; Schröder 2014: 52; Stefanowitsch 2021: 193), um gesellschaftlich wabernde Reaktanzen zu politischen Zwecken zu mobilisieren (s. u.).

Ferner darf nicht unterschätzt werden, welche Rolle auch die Möglichkeit eines humorvollen, ironischen, kontextsensitiven Umgangs mit Tabubrüchen für das Phänomen der Reaktanz spielt, wenn ein solcher durch totale Wortverbote ausgeschlossen wird. In Bloching (2020) ist beschrieben, inwiefern ritualisierte Tabubrüche (etwa im Zusammenhang mit der karnevalesken, bewussten Umkehr der allgemein akzeptierten Normen) als humoristisches Ablassventil dienen können, so den Druck der alltäglichen Konformität lindern und somit das Tabu selbst dauerhaft stärken (vgl. hierzu vor allem Schröder 2002; Rothe & Schröder 2002). Das Lachen ist Teil dieser karnevalesken Verkehrung, indem es markiert, dass Objekt des Lachens (der Tabubruch als Pointe) sich vom zuvor Geschehenen grundsätzlich unterscheidet (vgl. Rothe & Schröder 2002: 11). An dieser Stelle muss jedoch reflektiert werden, dass Parallelen zwischen Tabubrüchen, die klassische Tabuthemen wie Sexualität, Tod und Körperausscheidungen betreffen, einerseits und Tabubrüchen, die Political Correctness und rassistisch, sexistisch etc. aufgeladene Schimpfwörter betreffen, andererseits nur eingeschränkt und sehr vorsichtig gezogen werden können. So sieht bspw. Stefanowitsch (2021: 203) nur für erstere Art der Tabubrüche, die mit ihm als *Vulgarismen* bezeichnet werden können, die Möglichkeit, „eine Kritik an gesellschaftlichen Sittlichkeitsvorstellungen“ auszudrücken. Tabuisierte Personenbezeichnungen, die er *Slurs* nennt, drücken nach ihm hingegen in jedem Fall ausschließlich eine abwertende politische Haltung aus (vgl. Stefanowitsch 2021: 206).

Für die hier zu behandelnden Effekte von ironisierenden Tabubrüchen, angestaute Aggression aus der Selbstunterdrückung des Wortverbots spielerisch zu entladen (vgl. hierzu Freud 2006/1905), ist diese Unterscheidung jedoch nicht zentral. Vielmehr kann erstens ergänzt werden, dass auch politisch inkorrekte Ausdrücke gerade dann einen inszenierten Tabubruch aus Selbstzweck ermöglichen, wenn sie nicht mehr (nur) mit einer bestimmten politischen Haltung assoziiert

die in diskriminierenden Beleidigungswörtern präsupponiert werden kann (vgl. Stefanowitsch 2021: 209).

werden, sondern insbesondere mit einem moralischen Wortverbot (s. 3.3). So ist in verschiedenen sozialen Zusammenhängen – wie etwa Fluchen, Frotzeln, schwarzem Humor, Ausdruck von Gruppenzugehörigkeit, Provokation, Stilisierung einer Außenseiterrolle etc. – der inszenierte Verstoß gegen soziale Normen ein probates Mittel, unabhängig von potenziellen politischen Bedeutungsaspekten des Tabuwortes. So warnt bspw. auch Marx (2018: 49) davor, jedes Vorkommen eines gruppenbezogenen Schimpfwortes oder Slurs mit sprachlicher Diskriminierung oder Hassrede gleichzusetzen.¹³⁹

Es ist jedoch wichtig, dass von der Verwendung von Schimpfwörtern oder pejorativ konnotierten Bezeichnungen nicht automatisch rückgeschlossen wird, dass es sich um Hate Speech handelt. Beim sogenannten Bantern (oder auch Dissen) dienen degradierende Bezeichnungen der gruppeninternen Hierarchisierung und Ratifizierung als Gruppenmitglied, sie werden gleichzeitig scherhaft verhandelt.

Der numinose Reiz des ironisierenden Tabubruchs zeichnet sich dadurch aus, etwas zu tun, nicht obwohl, sondern gerade weil es „verboten“ bzw. gesellschaftlich verpönt ist. So ist es in der Tabuforschung eine Binsenweisheit, dass unanständige Witze und ähnliche ritualisierte Tabubrüche stets eine absichtliche Verkehrung der (deshalb jedoch nicht tatsächlich hinterfragten) sozialen Normen darstellen (vgl. Bloching 2020): Beispielsweise beruhen im Deutschen im Vergleich zu anderen Sprachgemeinschaften sowohl Flüche und Schimpfwörter (vgl. Meuninger 2018: 114) als auch Witze (vgl. Balle 1990: 43) nicht trotz, sondern gerade „aufgrund der strengen Hygieneerziehung vor allem auf Skatologischem“ (ebd.). Zweitens ist die Möglichkeit zu bedenken, dass auch vulgäre Witze, die etwa Themenbereiche wie Sexualität berühren, aufgrund ihrer Anstößigkeit subjektiv etwa als sexistisch, frauenfeindlich oder homophob moralisch abgewertet werden, um post hoc die Anstößigkeit am Vulgären zu einer teleologisch-moralischen Sorge zu rationalisieren (vgl. 3.1).¹⁴⁰ Subjektiv können Sprechende ihr Bedürfnis nach Vulgarität also durch solche sozialen Sanktionen eingeschränkt sehen und diese Einschränkung wiederum mit ihrem Konzept einer „Political Correctness“

¹³⁹ Im Gegensatz z. B. zu Kämper (2020: 63): „Jegliche Verstöße gegen Sprachabus sind sprachliche Gewalt“.

¹⁴⁰ Ein Beispiel hierfür liefert ein Instagram-Post zu Karneval 2021, der die rheinland-pfälzische Ministerpräsidentin Malu Dreyer im Bett liegend mit Anne Spiegel und Volker Wissing zeigt, zusammen mit der Überschrift: „Keinen Bock mehr auf Dreyer?“. Von Seiten der FDP und der SPD wurde dieser Post als „frauenfeindlich“ und als „sexistisch“ kritisiert, ohne dass jedoch erklärt wurde, inwiefern der Post abseits des Tabubruchs um ›Sexualität‹ derartige Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit ausdrücke. (vgl. https://merkurist.de/mainz/wahlkampf-dreier-mit-dreyer-aerger-um-instagram-post-von-cdu-politiker_qDk; zuletzt aufgerufen am 09.04.2025).

in Verbindung bringen. Aus diesen Gründen soll im Folgenden daher zusammenfassend von ironisierenden oder inszenierten Tabubrüchen gesprochen werden.

Die gesellschaftspolitische Rolle von vulgären und allgemein tabubrechenden Witzen ist bei der Frage nach der intersubjektiven sozioökonomischen Zuordnung moralischer Meidungsgebote (also dem Eindruck, dass ein Wortverbot „von oben“ kommt, der wiederum die Reaktanz verursacht) nicht zu unterschätzen. Einen Hinweis hierauf liefert schon die Etymologie des Wortes *vulgär* (von lat. *vulgaris* = ‚allgemein, alltäglich, allbekannt, öffentlich, gemein‘), die auch in Wortbedeutungen ‚gewöhnlich, ordinär, oberflächlich, unwissenschaftlich‘ (neben der nun wohl verbreiteren Bedeutung ‚von abstoßender Dernheit‘) enthalten geblieben ist.¹⁴¹ Und so bilden auch bei Bourdieu (1982: 281) die Sprache und andere Aspekte des Lebensstils – als Produkte eines klassenspezifischen Habitus – „Systeme gesellschaftlich qualifizierter Merkmale (wie »distinguiert«, »vulgär«, etc.)“. Das klassen-spezifische Moment vulgärer und grotesker Witze beschreibt vor allem Bachtin (1990: 35):

In der Klassenkultur ist der Ernst offiziell und autoritär, er ist mit Gewalt, Verbot und Einschränkung verquickt. [...] Das Lachen setzte im Gegenteil die Überwindung der Furcht voraus. Das Lachen verfügt keine Verbote und Einschränkungen. Macht, Gewalt, Autorität sprechen niemals die Sprache des Lachens.

Klassischerweise misstraut nach Bachtin (1990: 45) daher „das Volk [...] jeder Ernsthaftigkeit, es hatte sich daran gewöhnt, die offene und freie Wahrheit im Lachen zu suchen“. Bachtin führt diese gesellschaftliche Beurteilung u. a. zurück auf das 17. Jahrhundert, als Zeit der Stabilisierung der Monarchie und einer rationalistischen Philosophie (s. 3.1), die „von autoritärem Ernst durchdrungen ist“ (Bachtin 1990: 45).

Es entstanden neue Begriffe, welche sich die neue herrschende Klasse, laut Marx, notwendig als ewige Wahrheiten vorstellt. In der neuen offiziellen Kultur nehmen die Tendenzen zur Stabilität und Abgeschlossenheit des Seins, zur eindeutigen und eintönigen Ernsthaftigkeit der Gestalten überhand. Die Ambivalenz des Grotesken wird inakzeptabel. (Bachtin 1990: 45)

Regeln, Ernsthaftigkeit und Humorlosigkeit werden also klassischerweise mit der herrschenden Klasse assoziiert, während der Witz als (semantischer, grammatischer oder auch kultureller) Regelbruch (vgl. Balle 1990: 42; Bloching 2020: 16 f.; Bloching & Landschoff 2018) und das Lachen als dessen Markierung mit den Unterdrückten, dem „einfachen Volk“ assoziiert werden.

¹⁴¹ Vgl. DWDS: <https://www.dwds.de/wb/vulg%C3%A4r> (zuletzt aufgerufen am 02.08.2023).

Auch abseits humoristischer Effekte gilt für die absichtliche Verwendung tabuisierter Sprachformen im Allgemeinen, dass sie gesellschaftlich der Herrschaft, Autorität und Ungerechtigkeit diametral gegenübergestellt wird. Ohne die karnevaleske Ritualisierung und das Lachen wird eine tabubrechende Sprache jedoch nicht mit dem „einfachen Volk“, sondern im Gegenteil mit gesellschaftlichen Randgruppen, Rebellion, Jugend und Subkultur assoziiert (vgl. Balle 1990: 41). Auch hier werden tabuisierte Wörter unabhängig von potenziellen Bedeutungen verwendet, sondern einzig zum Zweck des Tabubruchs selbst: „The outsider must cultivate what the representatives of the acceptable norm reject“ (Spalding 1969: 120). Zur Schau gestellte Tabubrüche erfüllen insofern gerade über die Ablehnung, die sie aus der gesellschaftlichen Mitte erfahren, auch eine identitätsstiftende und -wahrende Funktion (vgl. Bloching 2020: 22 ff.): „Die Umgrenzung der Gruppenidentität entsteht somit im nur teilweise kalkulierten Wechselspiel von aktiver Abgrenzung und passiver Ausgrenzung“ (Bloching 2020: 28). Somit können absichtliche Tabubrüche „durch ein Bekenntnis zur stigmatisierten Eigenschaft“ (Strasser & Brömmle 2004: 416) – wie etwa geringe Bildung, sprachliche Unsensibilität etc. – von Individuen als „Wagnis der Ächtung“ (ebd.) gelesen werden und somit in entsprechenden Kreisen sogar einen Prestigegegewinn erzielen.

Auch in den Studentenrevolten der 1960er- und -70er-Jahre war eine vulgäre und ordinäre Ausdrucksweise mit antiautoritären Strömungen der politischen Linken assoziiert, die einen „Kontrast zur offiziellen Politik und deren geschliffener Sprache“ darstellte (Žížek 2018: 333). Im engen Zusammenhang mit den zuvor beschriebenen Phänomenen – nicht zuletzt mit der demographischen und sozioökonomischen Verschiebung der linken und rechten Wählerschaften (s. 4.2.2.1, 4.2.2.2) – ist jedoch inzwischen „die vulgäre Sprache fast ausschließlich das Vorrrecht der radikalen Rechten, so dass sich die Linke unverhofft in der Position der Verteidigerin von Anstand und öffentlichen Manieren wiederfindet“ (Žížek 2018: 333).¹⁴² So werden bspw. Tabus rund um Sexualität zuweilen gleichzeitig mit Political Correctness und mit einem bürgerlichen, Vulgarität und Sexualität ein-

¹⁴² Dabei scheint die Frage danach, was zuerst kam: die rechte Vulgarität oder die linke Anti-Vulgarität eine Henne-Ei-Frage zu sein, geht doch z. B. Pfaller von einer umgekehrten Kausalität aus wie Žížek. Zur strategischen Verwendung von Vulgarismen in der Politik (vgl. hierzu auch den nächsten Absatz) spitzt er polemisch zu: „Und die Rechte kann sich auf dieses profitable Kerngeschäft konzentrieren, seit die Aufgaben der traditionellen, an »family values« orientierten Sprachzensur und puritanischen Sexualfeindlichkeit dankbar von der politisch korrekten Pseudolinken übernommen wurden“ (Pfaller 2017: 35). Insgesamt lässt sich eine solche Verschiebung jedoch kaum monokausal erklärt, sondern muss im Zusammenhang mit all den bisher geschilderten gesellschaftlichen Dynamiken betrachtet werden.

schränkenden „Puritanismus“ assoziiert (Pfaller 2017: 57).¹⁴³ Wenn moralische Meidungsgebote teleologisch, zielgerichtet (s. 3.1) und sprachmagisch (s. 2.1) mit Blick auf die vermeintliche gesamtgesellschaftliche Wirkung des Wortgebrauchs verargumentiert werden, kann dies zusätzlich das von Bachtin beschriebene Misstrauen gegen die ernste, rationalistische, humorlose Sprache hervorrufen: „Magic is often practical. It is businesslike, not therapeutic or ornamental: it expects to work. It is therefore humorless“ (McCloskey 1991: 291). Innerhalb der politischen Linken findet sich daher auch eine Gegenströmung in Form einer *Dirtbag Left*, die eine vulgäre, anstößige und ggf. auch politisch inkorrekte Sprache bewusst von der politischen Rechten zurückzuerobern versucht:

Reclaiming vulgarity from the Trumps of the world is imperative because if we do not embrace the profane now and again, we will find ourselves handicapped by our own civility. Vulgarity is the language of the people, and so it should be among the grammars of the left, just as it has been historically. (Frost 2016)

An diesem Punkt ist jedoch zu fragen, wie die aufmerksamkeitsökonomisch und populistisch¹⁴⁴ wertvollen sprachlichen Mittel der Vulgarität, der Provokation und des ironisierenden Tabubruchs von der politischen Rechten vereinnahmt werden konnten, und welche Rolle Reaktanz bei diesem Prozess spielt. Dies lässt sich gut veranschaulichen am Beispiel Donald Trumps. So sieht bspw. Fraser (2017: 83) in Trumps Popularität auch eine Trotzreaktion auf die kaum hinterfragte Hegemonie des progressiven Neoliberalismus (s. 4.2.2.3), der insbesondere Industriearbeiter, Angestellte, kleine Selbstständige und insgesamt Menschen aus bildungsfernen und ökonomisch schwachen Schichten ökonomisch sowie kulturell abwertete: „Aus Sicht dieser Bevölkerungsgruppen tritt neben die Katastrophe der Deindustrialisierung nun noch die Zumutung eines progressiven Moralismus, der sie pauschal als kulturell zurückgeblieben abtut“ (Fraser 2017: 83).

¹⁴³ Wohlgemerkt geht es an dieser Stelle nicht darum, ob eine solche Einordnung zutreffend oder angemessen ist, sondern nach wie vor darum, gesellschaftlich wabernde Reaktanzen gegen moralische Wortgebote und -verbote aufzuspüren, die ggf. auf eigene Konzeptionen von ‚Political Correctness‘ projiziert werden.

¹⁴⁴ „populistisch“ hier im Sinne Bachtins als ‚auf das einfache Volk bezogen‘ (s. o.) bzw. im Sinne von Mouffe (2014: 181) als der Versuch, „Leidenschaft für die Konstruktion eines »Volkes« zu mobilisieren“. Mouffe will entsprechend eine rechtspopulistische Konstruktion des Volkes in Abgrenzung zu Immigranten ersetzen durch eine linkspopulistische Konstruktion des Volkes in Abgrenzung zu der „Konfiguration der Kräfte [...], auf denen die neoliberalen Hegemonie basiert“ (ebd.). In der deutschen Geschichte haben sich interessanterweise im semantischen Wandel des salienten politischen Satzes *Wir sind das Volk* beide Dimensionen des Populismus ausgedrückt: die vertikale Abgrenzung von der undemokratischen Hegemonie des DDR-Regimes und später die horizontale Abgrenzung durch die islamfeindliche Organisation *Pegida*.

83); „diese Kombination ist es, die Trumps Wähler in toto zurückgewiesen haben“ (ebd.). Pfaller (2017: 68) spitzt ganz in diesem Sinne zu: „Dass sie Trumps Vulgaritäten akzeptierten oder sogar bejahten, liegt aber wohl auch daran, dass sie darin einen Protest erblickten – nämlich dagegen, von den immer privilegierteren Eliten ständig auch noch moralisch abqualifiziert zu werden“.

Die Reaktanz gegenüber einer Moralisierung und Tabuisierung einzelner Wörter artikuliert sich einerseits gerade in sozialen Medien und Imageboards in chaotischen, unorganisierten, provokativen Tabubrüchen aus Spott und Häme. So beschreibt etwa Nagle (2018: 9) vehement Tabu-brechende Online-Kulturen als eine spöttische Trotzreaktion „auf die Ernsthaftigkeit und moralische Überheblichkeit eines liberalen intellektuellen Konformismus“: „Der hysterische liberale Aufschrei bereitete den Nährboden für eine respektlos spöttelnde und political correctness verhöhnende Gegenbewegung“ (Nagle 2018: 17). Vor allem aber wurde die wabernde gesellschaftliche Reaktanz auf die moralisierten Bezeichnungsfixierungsversuche, die als moralische Abwertung empfunden wurden, strategisch von der politischen Rechten instrumentalisiert: Assorted right-wing critics were quick to take advantage of the more wacky PC-inspired coinages in order to discredit liberal initiatives, possibly even coining some of the more outrageous examples themselves“ (Allan & Burridge 2007: 93). So fasst auch Nagle (2018: 29) für die effektive online Rekrutierung der Neuen Rechten zusammen:

Was wir heute die Alt-Right nennen, ist in Wirklichkeit diese Ansammlung vieler verschiedener Strömungen, die teilweise voneinander unabhängig entstanden sind, sich aber während der Kultukämpfe der vergangenen Jahre unter der Flagge einer Reaktion gegen politische Korrektheit versammelt haben.

Das Schreckgespenst der *Political Correctness* fungiert somit als konstitutives Außen für eine heterogene Menschengruppe, die abseits ihrer Abneigung für moralisierte Wortgebote und -Verbote ggf. gar keine gemeinsamen Interessen hat mit den rechtspopulistischen Akteuren, die diese Reaktanz zu mobilisieren verstehen (vgl. Kämper 2020: 60 f.). Fairclough (2003: 27) stellt für Neue Rechte entsprechend fest: „the critique of ‘PC’ remains an effective and damaging strategy“. Einerseits ist zu bedenken, inwiefern allzu rasante und vehement vorgebrachte Sprachnormierungsversuche bei einigen Individuen direkt eine konservatorische bis reaktionäre Gegenreaktion hervorrufen, wenn man mit Lilla (2016: xiv) das reaktionäre Denken auf das Gefühl zurückführt „heute in der Welt ein modernes, ständigem sozialem und technologischem Wandel unterworfenes Leben zu führen“ (übersetzt nach Krastev 2017: 130). Vor allem aber ist es als spezifisches Kalkül in der politischen Kommunikation der Neuen Rechten zu verstehen, sich volksnah zu geben, indem die diffus vorherrschende Reaktanz gegenüber mora-

lisierenden Wortverboten und -geboten weiter befeuert, populistisch aufgegriffen und zu politischen Zwecken mobilisiert wird:

Die Neue Rechte kapitalisiert dieses verbreitete Gefühl, moralisch bevormundet und mit rituellen Sprachtabus überzogen zu werden, ausgesprochen professionell. Die Linke lässt sich durch das progressiv-liberale Milieu [s. 4.2.2.3: progressiver Neoliberalismus] einbinden, während die Neue Rechte dessen Feindschaft sucht und so den allgemeinen Unmut auf die eigenen Mühlen lenken kann. Und das, obwohl sie die neoliberalen „Grundordnung“ von Wirtschaft und Gesellschaft nicht thematisiert (und schon gar nicht antastet oder infrage stellt). Und indem die Linke ihrerseits keine dezidierte Kritik am moralisierenden liberalen mainstream äußert, macht sie es der Neuen Rechten leicht, diesen liberalen mainstream als „links“, als linke Hegemonie, zu kodieren. (Knobloch 2020: 132)

Žižek (2017: 302) fasst daher zusammen, „dass die rechtspopulistische Wut eine verzerrte Form des Klassenkampfes darstellt – wie dies schon im Faschismus der Fall war“.¹⁴⁵

Auch kalkulierte Tabubrüche spielen hierbei eine entscheidende Rolle; jedoch nicht etwa, wie oben z. T. beschrieben, eindeutig ironisierende, scherhaft inszenierte Tabubrüche, sondern solche, deren Modus und intendierte Lesart bewusst offen gelassen wird, sodass rückwirkend nach Bedarf zwischen Ernst und Scherz gewechselt werden kann, die beschriebene identitätsstiftende Stilisierung des mutigen Tabubrechers jedoch in jedem Fall gelingt (vgl. Knobloch 2020: 135). Das mit absichtlichen Tabubrüchen assoziierte „Wagnis der Ächtung“ (Strasser & Brömmel 2004: 416; s. o.) wird so erfolgreich als *Mut zur Wahrheit* verkauft. So beschreibt etwa Schröter (2015: 40) die Strategie aus Tabuvorwurf und kalkuliertem Tabubruch, bei der die Reaktanz auf Tabus die Möglichkeit schafft,

dass es mit Prestigegegewinn einhergehen kann, wenn man sich als Tabubrecher inszeniert. Es erfordert Mut, Tabus zu brechen und Dinge in den Diskurs einzubringen, über die zuvor nicht gesprochen werden konnte. Wenn sich zusätzlich noch antagonistisch Tabuisierer positionieren lassen, die andere zum Schweigen bringen wollen, kann aus dem Tabu-Vorwurf unter Umständen symbolisches Kapital geschlagen werden.

Auch handelt es sich bei den kalkulierten Provokationen der Neuen Rechten nicht einfach um Verstöße gegen Worttabus, die auf Satzebene ironisiert würden (s. o.), und allgemein nicht nur um Tabubrüche, sondern auch um propositionale und illokutionäre Akte, mit denen rechtspopulistische Akteure sich „offensiv und

¹⁴⁵ Im Gegensatz zu Mouffe (2014: 181; s. o.) sieht Žižek (2017: 302) jedoch die Möglichkeit eines linken Populismus nicht gegeben, da Populismus für ihn keine neutrale Form darstellt, „die sich wahlweise mit rechtsfaschistischen oder linken Inhalten füllen lässt“, sondern Populismus konstruiert schon in seiner Form einen äußeren Feind und „leugnet damit innere gesellschaftliche Antagonismen“ (ebd.).

grundsätzlich außerhalb des demokratischen Konsenses“ positionieren (Roth 2004: 244). Mouffe (2014: 176) versteht das Erstarken der Neuen Rechten daher auch als eine Folge des „postpolitische[n]¹⁴⁶ Trends zum „Konsens der Mitte“, der auch die Hegemonie des Neoliberalismus unangetastet lässt und durch den den Bürgern einer Demokratie die Chance abhandenkommt,

sich im Rahmen einer antagonistischen Debatte Gehör zu verschaffen und zwischen echten Alternativen zu wählen. Bis vor Kurzem waren es in erster Linie rechtsgerichtete populistische Parteien, die den Menschen ein Ventil boten, um ihrer Wut über diese postpolitische Situation Luft zu machen. (Mouffe 2014: 176)

Für Krastev (2017: 131) bedeutet daher der „Aufstieg populistischer Gefühle [...] eine Rückkehr zu politischer Polarisierung und einem stärker auf Konfrontation ausgerichteten Politikstil (was nicht in jedem Fall eine negative Entwicklung sein muss).“ Hier spielen wiederum die in Kapitel 3.3 beschriebenen Phänomene der sprachlichen Moralisierung, Normierung und Polarisierung eine Rolle: Wenn politische Bezeichnungskonkurrenzen durch moralische Aufladung sprachlich normiert werden, gehen lexikalische Distinktionsmerkmale verloren und es schwindet der Eindruck, dass echte ideologische und politische Alternativen angeboten würden. Nach Mouffe (2014: 205) entsteht gerade hierdurch eine ideologische Lücke für rechtspopulistische Parteien, „die sich als die Einzigsten darstellen, denen es gelingt, Alternativen anzubieten und denjenigen, die von den etablierten Parteien enttäuscht wurden, eine Stimme zu verleihen“.

4.2.2.9 Zwischenfazit: Von politischen zu reputationellen Distinktionszeichen

All die hier beschriebenen Phänomene, von der Korrelation von metadiskursiven Haltungen zu PC und Meinungsfreiheit mit sozioökonomischen Milieus (s. 4.2.2.1) bis hin zur elitären Vorstellung der sprachlichen Steuerung einer „verwirrten Herde“ (s. 4.2.2.6) können schließlich dazu beitragen, dass einige Alternativbezeichnungen (sowie andere Symbole), die eine kulturell progressive Haltung ausdrücken sollen, mit der Zeit von politischen zu reputationellen Unterscheidungszeichen und somit zu symbolischem Kapital werden. Die Frage nach der Wortwahl ist dann entsprechend keine Frage mehr der horizontalen Unterschiede, der politischen Positionierung (s. 3.2), und auch nur übergangsweise eine Frage des moralischen Empfindens (s. 3.1), sondern nunmehr primär eine Frage der vertikalen Unterschiede zwischen soziokulturell aufgewerteten und abgewerteten Zeichenformen und Zei-

¹⁴⁶ Postpolitisch im Sinne Moulfes ist hier so zu verstehen, dass das Politische – als das für jedweide Politik konstitutive Moment des Antagonismus (vgl. Mouffe 2014: 22–28) – zugunsten eines vermeintlichen Konsenses ohne Exklusion aufgegeben bzw. verdrängt wird (vgl. ebd. 25 f.).

chennutzenden. Dies wiederum schafft innerhalb der diskursiv dominanten, konsensualen, aber weiterhin potenziell perspektivisch heterogenen Großgruppe Anreize zur Imitation der aufgewerteten sowie zum Vermeiden der abgewerteten Zeichen und somit zur erwähnten sprachlichen Normierung (s. 3.3.3), deren mögliche Dynamiken in Kapitel 4.3 genauer beschrieben werden sollen.

Außerhalb dieser diskursiv dominanten Gruppe führt der Wandel von politischen zu moralisierten Unterscheidungszeichen und somit zu Prestigesymbolen und symbolischem Kapital dazu, dass die jeweiligen Unterscheidungszeichen als Teil eines elitären Sprachgebrauchs wahrgenommen werden, als sprachliche Selbstüberhöhung einer kulturellen und auch ökonomischen Elite über die Außenstehenden, die sich nicht „richtig“ ausdrücken (vgl. hierzu Krause & Gagné 2019: 53 zu den *Enttäuschten* in 4.2.2.1). In Kapitel 4.3 soll nun ab diesem Punkt weiter untersucht werden, welche Folgen es für die Konventionalisierung der Bedeutung und somit für die Durchsetzung eines bestimmten Konzeptes haben kann, wenn bestimmte Bezeichnungen metadiskursiv nicht mehr (nur) als politische Unterscheidungszeichen, sondern (vor allem) als Teil eines Jargons und somit einer diastratischen Varietät wahrgenommen werden.

Auch die Phänomene des Reden-Über statt Reden-Mit (s. 4.2.2.7) und der populistisch instrumentalisierbaren Reaktanz (s. 4.2.2.8) wurden beschrieben als gesamtdiskursive Nebeneffekte dieser zunehmenden Verschiebung der Dimension von Bezeichnungskonkurrenzen – weg von der horizontalen Dimension politischer Unterscheidungszeichen, hin zur vertikalen Dimension moralische und intellektuelle Überlegenheit ausdrückender Prestigesymbole; also als Einheiten eines nunmehr reputationell gekennzeichneten, elitären Jargons. Im an- und abschließenden Kapitel soll jedoch der zentrale Gedankengang eines ökonomischen Verständnisses von Sprache und Prestige fortgeführt werden. Vor einem diskursiv-gebrauchsorientierten (s. 2.1.2, 2.2) und sprachlich-ökonomischen Hintergrund (s. 4.1) sollen diachron-lexikalische Überlegungen darüber angestellt werden, welche Auswirkungen die beschriebene Verschiebung auf die Gebrauchsweise und somit auf die konventionelle Bedeutung (insbesondere in Form von Ausdrucks- und Darstellungsfunktion) der jeweiligen Zeichen haben kann und wie sich diese mit einem ökonomischen Verständnis von Wortbedeutung beschreiben lassen.

4.3 Synopse: sprachliche Dynamiken der sozialen Prestigeökonomie

Im vorangegangenen Kapitel wurden die gesamtdiskursiven und gesellschaftlichen Dynamiken illustriert, die dazu beitragen können, dass lexikalische Bezeichnungskonkurrenzen sich in der intersubjektiven Wahrnehmung von politischen

zu nicht nur moralischen (s. 3.3), sondern auch zu reputationellen Distinktionszeichen entwickeln, die konventionell die Zugehörigkeit zu einer gebildeten, achtsamen, prestigeträchtigen Sprechergruppe indizieren. Im folgenden Kapitel soll dieses Phänomen synoptisch mit einem ökonomischen Verständnis von Sprache (s. 4.1) in Verbindung gebracht werden, um zu fragen: Welchen Einfluss hat der Wandel von politischen zu reputationellen Distinktionszeichen auf deren Gebrauch? Und welchen Einfluss hat dieser Gebrauch wiederum auf deren Bedeutung? Damit liefert dieses Kapitel abschließend ein Modell zur Beantwortung der dieser Arbeit zugrundeliegenden Frage: Welchen Einfluss hat die diskursive Durchsetzung eines einzelnen Ausdrucks bzw. mehrerer Ausdrücke auf die gesamtgesellschaftliche Etablierung bestimmter Konzepte und Perspektiven? So lässt sich diese Frage abschließend vor allem in Abhängigkeit von ebendiesem Wandel politischer zu reputationellen Distinktionszeichen beantworten: Setzen sich die Ausdrücke im Diskurs durch, weil sich die durch sie indizierte politische Perspektive durchsetzt (s. 3.2)? Oder setzen sie sich durch, weil ihr Gebrauch mit Prestige versehen und dadurch opportun geworden ist?

Um diesen Fragen nachzugehen, werden politische sowie reputationelle Distinktionszeichen zunächst als Teil einer diastratischen Varietät verstanden, deren metadiskursive Bewertungen sich durch die in 4.2 geschilderten Zusammenhänge wandeln können (s. 4.3.1). Zweitens wird beschrieben, wie diese metadiskursiven Bewertungen diastratischer Varietäten und damit ihrer Sprechergruppen den Gebrauch der lexikalischen Einheiten dieser jeweiligen Varietäten beeinflussen. Im vorliegenden Fall liefert die metadiskursive Vergabe von Prestige und Ansehen einen Anreiz zur Imitation der jeweiligen Distinktionszeichen (s. 4.3.2). Schließlich wird nachgezeichnet, inwiefern eine solche Imitation durch eine heterogene Sprechergruppe langfristig zum Verlust des relativen, konventionellen und somit gebrauchsisierten Werts sprachlicher Einzelzeichen in der Darstellungs- sowie der Ausdrucksdimension beitragen kann, was im Rahmen eines ökonomischen Erklärungsmodells des Zeichenwerts (s. 4.1) als Inflation verstanden werden kann (s. 4.3.3). Dabei wird sich auch zeigen, dass Einzelzeichen zwar entscheidende Eigenschaften symbolischen Kapitals aufweisen, jedoch nur wenig zu teuren und zuverlässigen Signalen im Sinne des Handicap-Prinzips taugen (vgl. 4.2.1.3). Abschließend werden die sprachlichen Strategien untersucht, die Inflation eines Wortes im Vorfeld durch Verteuerung einzudämmen oder im Nachgang durch Wortneubildungen zu überwinden, was schließlich den Kreis zu einer permanenten Revolution der sprachlichen Zeichen schließt (s. 4.3.4). Dieser gesamte Zirkel – aus Distinktion, Anreizen zur Imitation, gebrauchsbasierter Inflation und schließlich sprachlicher Substitution zur fortwährenden Distinktion – soll final rückgebunden werden an die grundlegende Frage nach dem progressiven Potenzial der diskursiven Durchsetzung von Einzelwörtern, die mit folgendem Paradoxon be-

antwortet werden soll: Gerade durch die forcierte Durchsetzung eines Wortes (durch moralischen Druck und reputationelle Anreize) löst sich das Wort als Form-Bedeutungs-Paar auf und die versuchte Durchsetzung eines „entsprechenden“ Konzeptes scheitert (s. 4.3.5).

4.3.1 Distinktionszeichen als Teil diastratischer Varietäten

Die zu behandelnde Frage lautet zunächst, welchen Einfluss die sprachgemeinschaftliche Wahrnehmung bestimmter lexikalischer Varianten als Teil eines gehobenen Jargons auf deren Gebrauch hat. Um dieser Frage linguistisch nachgehen zu können, liefert ein varietätenlinguistisches Verständnis von Wörtern als sozial (ob politisch oder reputationell) variierende Distinktionszeichen eine erkenntnistiftende Grundlage. Dabei lassen sich derartige Distinktionszeichen sowohl als Teil einer diastratischen Varietät, als Stil als auch als Teil des individuellen Registers der jeweiligen Sprechenden und somit gewissermaßen als deren symbolisches Kapital verstehen. Mit Felder (2016: 9) lassen sich Varietäten definieren als „Subsprachen mit regional (z. B. Semmeln), fachlich (z. B. Klemmmuffe) oder sozial (z. B. gehst du Bus?) bestimmbaren Sprachvarianten, die von zusammengehörenden Akteuren oder Gruppen verwendet werden (spezifische Sprachgebrauchsformen)“. Die hier diskutierten, sozial sowie fachlich variierenden Einzelzeichen ließen sich in diesem Zusammenhang verstehen als lexikalische Varianten, die die jeweiligen Leerstellen im Sprachsystem (Variablen) unterschiedlich realisieren (vgl. Felder 2016: 10) – z. B. durch *Flüchtlinge* oder durch *Geflüchtete*, durch *Obdachlose* oder *Wohnungssuchende*, durch *Homo-Ehe* oder durch *Ehe für alle*.

Mit einem varietätenlinguistischen Verständnis politischer Bezeichnungskonkurrenzen kann versucht werden, Hermanns' (1982: 99) Forderung nachzukommen, die politischen distinktiven Sprachgebrauchsformen, die er *Parteisprachen* nennt, als eigene Gruppensprachen im Sinne von Varietäten zu systematisieren. Die hier untersuchten, von progressiver Seite durchzusetzenden Alternativbezeichnungen ließen sich demnach als lexikalische Varianten einer Varietät verstehen, die im allgemeinen Sprachgebrauch *politisch korrekte Sprache* genannt wird. Einerseits wurde diese Varietät bereits durch außersprachliche Differenzierungsmerkmale bestimmt (vgl. Felder 2016: 9, 118), also durch ein kulturell links-politisches, überdurchschnittlich (besonders geistes- und sozialwissenschaftlich) gebildetes Milieu, das als Sozietät (ebd.: 82 f.) mit dieser Varietät assoziiert wird (s. 4.2.2). Andererseits lassen sich für politisch korrekte Sprache auch inner-sprachliche Varietäten-Merkmale ausmachen, die mit Felder (2016: 81–111) in vier Dimensionen systematisiert werden können: Medialitätstypik (1), Ausdrucksreich-

weite (2), inhaltliche Funktionsreichweite (ggf. im Bereich X) (3) und historische Zeitstufe (4). Wollte man versuchen, politisch korrekte Sprache als eigene Varietät zu fassen, ließe sie sich in Felders Vier-Dimensionen-Modell wohl am ehesten beschreiben als multimediale (1), standarddialektale (2) Fach- und Vermittlungssprache (insbesondere in sozialwissenschaftlichen Bereichen wie etwa kollektiver Identität¹⁴⁷) (3) des Spätneuhochdeutschen (4). Die moralischen Aspekte von Political Correctness legen jedoch nahe, dass politisch korrekte Alternativbezeichnungen auch kontextuell und situativ bedingt verwendet werden, und zwar vornehmlich im öffentlichen Sprachgebrauch, wenn verletzende perlokutionäre Effekte (s. 3.1) sowie die moralische Bewertung der eigenen Person (s. 3.3) schlechter antizipiert werden können. In dieser euphemistischen Funktion sind politisch korrekte Alternativbezeichnungen auch Teil eines sprachlichen Stils, insofern sie nicht nur auf der langue-, sondern vor allem auf der parole-Ebene kontext-abhängig, handlungs- und akteursorientiert Stilerwartungen an Texte-in-Funktion erfüllen (vgl. Felder 2016: 50).

Trotz des vorgestellten Versuchs, sollen politisch korrekte Alternativbezeichnungen für das hier verfolgte Erkenntnisinteresse daher nicht als Teil einer konkreten Varietät im Sinne einer „in sich relativ ‚abgeschlossene[n] Sprache“ (Felder 2016: 8), sondern abstrakter und kontextsensitiver als Teil eines sprachlichen Registers verstanden werden. Ein Register lässt sich definieren als das Repertoire an sprachlichen Varianten, die einem Individuum in einer bestimmten Äußerungssituation zur Bewältigung bestimmter kommunikativer und sozialer Aufgaben zur Verfügung stehen (vgl. Felder 2016: 44). Entsprechend ist ein Register „associated, culture-internally, with particular social practices and with persons who engage in such practices“ (Agha 2005: 24), z. B. mit verschiedenen fachlichen kommunikativen Praktiken, aber auch mit “the observance of respect and etiquette, the expression of civility, status, ethnicity, gender” etc. (ebd.). Daraus ergibt sich eine Entscheidende Rolle sprachlicher Register für die sprachliche Konstruktion sozialer sowie politischer Identität und entsprechend auch für die sprachliche Selbstdarstellung zu Prestige-Zwecken; denn die Differenz verschiedener Register „generates paradigms of social identity linked to speech forms. Hence for audiences familiar with the register a competent display of its forms makes palpable a recognizable persona of the speaker“ (Agha 2005: 33). Hieraus ergibt sich die Frage, wie Rezipierende eine solche kompetente Darstellung eines Registers erkennen, und vor allem, welche Folgen umgekehrt eine „inkompetente“, unglaub-

¹⁴⁷ Vgl. hierzu den Fokus von Political Correctness auf Gruppenbezeichnungen (vgl. Klug 2020: 81), der jedoch originär durch die Vermeidung verletzender perlokutionärer Effekte motiviert ist (ebd.: 85).

hafte Verwendung einzelner Elemente eines Registers erstens für das Ansehen der jeweils Sprechenden und zweitens vor allem für die indexikalische Ausdrucksfunktion ebendieser Elemente haben (s. 4.3.2–4.3.4).

Zunächst soll jedoch dargelegt werden, inwiefern lexikalische Einheiten eines bestimmten Registers nicht nur als politische (s. 3.2), sondern vor allem als reputationelle Distinktionsmarker und somit als Formen symbolischen Kapitals fungieren können. Genau wie Varietäten (vgl. Felder 2016: 118) können auch Register Zugehörigkeit und Abgrenzung ausdrücken und so Gruppen bzw. Sozietäten sprachlich relational ausweisen; seien diese institutionell klar umrissen oder auch wandelbar, amorph und unbestimmt (vgl. Agha 2005: 42 f.).¹⁴⁸ Somit indizieren unterschiedliche Register als „Unterschiede in der Fähigkeit, bestimmte Gespräche bzw. Gesprächsinhalte zu beherrschen“ (Strasser & Brömme 2004: 414) nicht nur eine Trennung fachspezifischer Codes und beruflicher Subkulturen (ebd.), sondern (nicht zuletzt auch über das ökonomische und symbolische Kapital in ebendiesen Berufen) auch eine Trennung zwischen sozioökonomischen Klassen (vgl. Agha 2005: 23) und ihren jeweiligen Prestigeansprüchen (vgl. Felder 2022a: 203). So wird „das Vorhandensein sprachlicher Kompetenz zum Definitionsmerkmal von Status“ (Hammel 2013: 161). „Differences of register competence are thus often linked to asymmetries of power, socioeconomic class, position within hierarchies, and the like“ (Agha 2005: 24). In diesem Falle bilden die Einheiten eines Registers weniger politische Distinktionszeichen, sondern vielmehr Bourdieu’sche (1974: 58), „Unterscheidungszeichen, kraft derer Subjekte ihre Stellung in der Sozialstruktur ausdrücken und zugleich für sich selbst und die anderen [...] konstituieren“ (ebd.: 58). Register sind somit für Klassenunterschiede sowohl indexikalisch als auch konstitutiv, insofern sie „Systeme gesellschaftlich qualifizierter Merkmale (wie »distinguiert«, »vulgär«, etc.) konstituieren“ (Bourdieu 1982: 281). Der genannte Prestigeanspruch bestimmter Register leitet sich dabei insbesondere durch „bildungssprachliche Ausdrücke“ (Felder 2022a: 203) ab, durch die bestimmte Register Indikatoren für Bildung, andere wiederum Indikatoren für Nicht-Bildung darstellen können (ebd.: 205). Eine solche metapragmatische auf- respektive abwertende Differenzierung verschiedener Register kann wiederum den Gebrauch eines bestimmten Registers als erstrebenswert erscheinen lassen, beim Gebrauch des anderen wiederum „kollateral Unterdrückungs- und Angstmomente für diejenigen mit sich bringen, die in ihrer Alltags- und Berufswelt nicht mit sprachaffinen Aufgaben und Tätigkeiten betraut sind“ (Felder 2022a: 205) – insbesondere Angst vor Stigma im Sinne sozialer Geringsschätzung (vgl. 3.3).

148 Zu letzterem vgl. auch Bezugsgruppen nach (Fisch 2004: 428) in 3.3.

Die reputationelle Auf- oder Abwertung eines Registers und dessen potenzielle Eigenschaft als symbolisches Kapital ist also keineswegs eine direkte Kategorisierung im Rahmen einer varietätenlinguistischen Analyse, sondern ein metadiskursives Phänomen innerhalb einer Sprachgemeinschaft: „Several genres of metapragmatic discourse occur naturally in all language communities, for example, [...] proscriptions on usage; standards of appropriate use; positive or negative assessments of the social worth of the register“ (Agha 2005: 26). Entsprechend entstehen sowohl die Haltungen gegenüber verschiedenen Registern als auch die Regelmäßigkeit der Register selbst „not from aspects of language structure but from a metapragmatic model of language use“ (Agha 2005: 31).¹⁴⁹ Die metapragmatischen Modelle des Sprechens, durch die inner- und metasprachlich verschiedene Register identifiziert und mit bestimmten Eigenschaften, Werten, Communities of Practice etc. assoziiert werden (vgl. Agha 2005: 25), entstehen also emergent aus explizit metasprachlichen „reflexive social processes whereby such models are formulated and disseminated in social life and become available for use in interaction by individuals“ (ebd.: 23). Auch das Register der politisch korrekten Sprache erwächst aus dieser metasprachlichen Explizitheit, entsteht es doch nach Žižek (2018: 333) gerade dadurch, dass „die ungeschriebenen Sitten nicht mehr dazu geeignet sind, alltägliche Interaktionen wirksam zu regulieren – an die Stelle von spontanen Gebräuchen, die unreflektiert befolgt werden, treten dann explizite Regeln“. Für eine linguistische Methodik, die verschiedene Register und ihre jeweilige Stellung und Wertung im Sprachsystem analysieren will, folgt daraus, dass sie sich auf die metasprachliche Wertungen der Diskursak-

¹⁴⁹ Agha (ebd.) zeigt dies am Beispiel von „gender indexicals“, die sich zwischen Einzelsprachen enorm unterscheiden. Anhand dieses Beispiels lässt sich veranschaulichen, dass auch die Bewertung eines Wortes oder Morphems als angemessen, höflich oder politisch korrekt nicht von den intrinsischen Eigenschaften der sprachlichen Einheiten, sondern von einer metasprachlichen Konventionalisierung dieser letztlich arbiträren Zeichen abhängt. So gilt etwa die Bezeichnung einer weiblichen gastgebenden Person als *Gastgeberin* im Deutschen als geboten, die Bezeichnung derselben Person als *Gastgeber* als unhöflich und im Singular als geradezu fehlerhaft und die Bezeichnung von mehreren gastgebenden Personen im Plural als *Gastgeberinnen und Gastgeber* bzw. als *Gastgeber*innen* gilt als aufmerksam bzw. politisch korrekt. Im Englischen hingegen ergibt sich eine umgekehrte metapragmatische Bewertung: Eine weibliche gastgebende Person als *hostess* zu bezeichnen gilt als unhöflich oder gar abschätzig; stattdessen empfiehlt z. B. das *Oxford Learner's Dictionary*, gastgebende Personen unabhängig vom Geschlecht als *host* zu bezeichnen: „The suffix -ess in names of occupations such as actress, hostess and waitress shows that the person doing the job is a woman. Many people now avoid these. Instead you can use actor or host“ (<https://www.oxfordlearnersdictionaries.com/definition/english/ess>; zuletzt aufgerufen am 15.08.23). Auch Doppelennungen wie *hosts and hostesses* oder *doctors and doctresses* gelten im Englischen als archaisch und als wenig wertschätzend gegenüber *Gastgeberinnen* und Ärztinnen (zu *doctress* vgl. auch <https://doctordocdress.org/>; zuletzt aufgerufen am 15.08.23).

teure selbst konzentrieren muss, um aus diesen musterhaft metapragmatische Stereotype über die jeweiligen Register rekonstruieren zu können (vgl. Agha 2005: 26 f.).

Wie für das Register der Political Correctness bereits angedeutet (s. 3.3, 4.2.2), können für Register im Allgemeinen konkurrierende Modelle und Wertungen innerhalb einer Sprachgemeinschaft koexistieren, z. B. „when two different stereotypes associated with the same form have different social domains“ (Agha 2005: 38). So kann eine Alternativbezeichnung aus einem progressiven Register wie z. B. *MAPA (Most Affected People and Areas)* in dem einen Milieu als affektiert oder prätentiös wahrgenommen werden, in dem anderen als ein Indikator für Bildung und politische Achtsamkeit (s. o. Felder 2022a). Gerade in dieser Hinsicht verschiedener Register als Bildungsindikatoren ist nicht nur die souveräne Verwendung eines prestigeträchtigen Registers eine opportune Strategie (s. o.); auch und gerade die metasprachliche Reflexion der eigenen und insbesondere der abweichenden Register trägt zur Wertschöpfung eines Registers als symbolischen Kapitals in Abgrenzung zu anderen Registern bei: „demonstrating linguistic expertise is another relevant metapragmatic strategy in dealing with language norms“ (Frick 2022: 106). Frick beschreibt für metapragmatische Diskussionen und sprachliche Berichtigungen (im Sinne von *Man sagt nicht X, sondern Y*) die Strategie „Doing being an expert“ (Frick 2022: 106), bei der Akteure sprachliches Wissen metasprachlich zur Schau stellen, „presenting themselves as educated, as having a high status and as equipped with social capital [...], in this case of a linguistic kind“ (ebd.). Zur Darstellung sowie zur Wertschöpfung sozialen sowie symbolischen Kapitals spielen also gerade sprachliche Kenntnisse und ihre metasprachliche Darstellung eine entscheidende Rolle, denn „linguistic knowledge has a higher value than other expertise [...], one considers, for example, the significance of language as a social symbol of the bourgeoisie“ (Frick 2022: 107; vgl. hierzu auch Felder 2022a: 205). Auch die bereits mehrfach adressierte konstitutive Kehrseite des Prestiges, das Stigma wird durch metasprachliche Strategien auf bestimmte sprachliche Register bezogen. Da sich genau wie die Darstellungen auch die Ausdrucksfunktion eines Zeichens nur in Differenz zu anderen Zeichen und ihren Communities of Practice definiert (vgl. Bourdieu 1982: 279), können sprachliche Bildungsindikatoren und Prestigesymbole ihren sozialen Wert nur in Differenz zu einem divergenten „Sprachgebrauch als Indikator für Nicht-Bildung“ (Felder 2022a: 205) und dessen entsprechendem Stigma sichern. „In contrast, norm deviant writing is in some cases associated with a low level of education and thus stigmatized“ (Frick 2022: 106).¹⁵⁰ Neben dem metasprachlichen Zur-

¹⁵⁰ Eine solche metapragmatische Stigmatisierung bestimmter Sprachgebrauchsformen (ob real oder nur antizipiert) trägt ferner weiter zum Phänomen der Reaktanz bei; s. 4.2.2.8.

Schau-Stellen von linguistischem Expertentum trägt entsprechend auch eine weitere metapragmatische Strategie zur relativen intellektuellen Selbsterhöhung bei, die Frick (2022: 103) „Mockery“ nennt. Nach Meinunger (2008: 50) kommt auch beim Korrigieren fremden Sprachgebrauchs „unwillentlich diese Emotion des Sprachekels auf und damit einhergehend eine gewisse Arroganz der Gewissheit: Der oder die wissen es nicht besser – ich schon“ (zu Sprachekel s. 3.1.2).

Erfahren Register eine entsprechende metapragmatische Aufwertung als „prestige registers“ (Agha 2005: 36), schafft dies in weiten Teilen der Sprachgemeinschaft soziale bzw. reputationelle Anreize zur Imitation bestimmter Erkennungszeichen dieser Register, wie im Folgenden dargelegt werden soll. Da eine solche Imitation eines Registers sich nur an den beschriebenen stereotypen Modellen sprachlicher Register orientieren kann, ist jedoch zunächst festzuhalten, dass diese Modelle keineswegs ein detailliertes Abbild des gesamten Registers und seiner Community of Practice wiedergeben: „[S]tereotype judgments typically underdifferentiate the semiotic orders of lexeme and text. Native judgments about registers are often formulated as models of the pragmatic values of isolable words and expressions (e.g., that some words are inherently polite, some not)“ (Agha 2005: 30). Auch hier findet sich also wieder der sprachgesellschaftliche Fokus auf die lexikalische Ebene, der bereits für sprachmagische, intuitiv-moralische sowie politische Aspekte der Sprache herausgestellt wurde.

4.3.2 Imitation lexikalischer Varianten

Wird ein sprachliches Register in Teilen einer Sprachgemeinschaft als Prestige-Register wahrgenommen, so schafft dies Anreize, ebendieses Register zu imitieren, um das damit verbundene Prestige einzufahren. Auch Agha (2005: 36) versucht dieses Phänomen in ökonomischen Begriffen zu fassen, wenn er schreibt: „[T]he register, now a scarce good, becomes a sought-after commodity – even one that can be purchased for a price, through schooling, elocution lessons, and the like“. Da sich, wie in 4.1 beschrieben wurde, Wert – und so auch der sprachliche Wert sowie der Wert von Prestige-Symbolen – in der Regel aus Arbeit bezogen wird, lässt sich die Imitation von Prestigesymbolen zur Steigerung des eigenen Ansehens zunächst als eine Aneignung sprachlicher Arbeit verstehen. Janushek (2005: 167) spricht in diesem Zusammenhang von Arbeit an der Wortbedeutung, die – wie bei Marx – darin besteht, das Be- und Verarbeitete sinnvoll zu machen, konkret also Zeichenformen durch ihren spezifischen Gebrauch in einem bestimmten Sinne mit ebendiesem Sinn aufzuladen, d. h. zu konventionalisieren (s. 4.1.2). Erst durch diese sprachliche Arbeit entsteht die konventionalisierte Aufwertung einer Zeichenform; entweder in der Darstellungsfunktion, wo sich der

Wert des Zeichens (für die Rezipierenden) auf das Bezeichnete überträgt, oder in der Ausdrucksfunktion, wo er sich (für die Rezipierenden) auf die Sprechenden überträgt. In diesem Sinne lässt sich vorangegangene sprachliche Arbeit in Form ihres Produkts, nämlich des Werts „[a]usbeuten“ (Wengeler 2005: 189) bzw. aneignen. In einem verwandten Sinne ist auch die Situationistische Internationale (S.I.) zu verstehen, wenn sie die beschriebene Rekuperation (s. 4.2.2.5) von Wörtern wiederum auf den Faktor der Arbeit zurückführt: „Die wirkliche Aneignung der *arbeitenden* Worte kann nicht außerhalb der Aneignung der Arbeit selbst verwirklicht werden“ (S.I. 1995: 194; Hervorhebung im Original; zitiert nach BBZN 2006: 125). Das situationistische Autorenkollektiv *Biene Baumeister Zwi Negator* zitiert die S.I. in Bezug auf den Zusammenhang zwischen sprachlicher Arbeit und der Übernahme von Wörtern entsprechend wie folgt:

der Kampf um die Begriffe ist Dimension des Klassenkriegs, die darin rekuperierten ‚Worte sind wie die Waffen der Partisanen, die auf einem Schlachtfeld zurückgelassen wurden: sie fallen in die Hände der Konterrevolution; und wie Kriegsgefangene sind sie dem Regime der Zwangsarbeit unterworfen‘. (BBZN 2006: 101; vgl. S.I. 1977: 199).

Auch speziell in Bezug auf die Ausdrucksfunktion und den Prestigegegewinn lässt sich die Imitation von Zeichenformen als eine Art Aneignung sprachlicher Werte verstehen: Gerade dann, wenn die materiellen und sozialen Voraussetzungen zu einer vollständigen Aneignung eines bestimmten Habitus fehlen (etwa überschüssige Zeit- und kognitive Ressourcen sowie die entsprechenden sozialen Netzwerke zum Erwerb eines Prestige-Registers oder auch reputierlichen Fachwissens), stellt die Imitation derjenigen Einzelzeichen, die im stereotypen Modell eines Prestige-Registers proklamiert werden (s. 4.3.1), eine probate Vergünstigung dar (vgl. Bourdieu 1982: 441).

Insbesondere den „dominierten, ökonomisch schlechtergestellten, daher fast ausschließlich auf symbolische Aneignung verwiesenen Fraktionen“ (Bourdieu 1982: 441) bleiben oftmals nur diese lexikalischen (und somit günstigen, vgl. 4.3.3) Strategien übrig, sofern sie das nicht erwerbbare Register nicht aus Reaktanz (s. 4.2.2.8) oder als alternative Strategie systematisch abwerten (vgl. ebd.). So führt Bourdieu (1982: 447) diese günstige oder „asketische“ Strategie zum Prestige-Erwerb am Beispiel der Lehrer aus, die nach ihm

dazu neigen, die durch und für die frühere Akkumulation erworbenen asketischen Dispositionen in die Akkumulation kulturellen Kapitals umzusetzen, und dies mit um so bezeichnender Hingabe, als ihr schwaches ökonomisches Kapital ihnen die Spekulation auf viele andere Gewinne und Lustbarkeiten nicht gestattet. (ebd.)

Bourdieurs Beobachtungen zur vergünstigten Akkumulation kulturellen und symbolischen Kapitals lassen sich entsprechend auch auf die Imitation einzelner lexi-

kalischer Einheiten eines Prestige-Registers übertragen, deren Aneignung vergleichsweise günstig ist, aber dennoch einen Prestige-Gewinn verspricht. So beobachtet bspw. Fairclough (2003: 25 f.) auch für das Register der Political Correctness eine solche strategische Imitation: „[R]elatively successful enactment does not guarantee relatively successful inculcation: there is a stage short of inculcation at which people may acquiesce to new discourses without accepting them – they may mouth them rhetorically, for strategic and instrumental purposes“. Agha schränkt den reputationellen Erfolg solcher Strategien jedoch wie folgt ein: „[S]uch a usage may confer some legitimacy – a peppering of prestige – upon its speaker/author, particularly when the target audience is unfamiliar with authentic uses of the source register“ (Agha 2005: 35). Hierin zeigt sich, dass der reputationelle Erfolg der rein lexikalischen Imitation eines Prestige-Registers darauf angewiesen ist, dass die Rezipierenden zwar über die Kompetenz verfügen, das Register passiv zu identifizieren, jedoch nicht über ausreichende Kompetenzen des aktiven Gebrauchs dieses Registers, um die Unvollständigkeit der Imitation zu erkennen (vgl. Agha 2005: 35; vgl. hierzu auch Hermanns 1982: 89). „Such asymmetries of competence may even function as principles of value maintenance“ (Agha 2005: 35).¹⁵¹

Die reputationellen Anreize zur Aneignung von Prestigesymbolen können entsprechend auch als Trend oder Mode verstanden werden:

[I]n der kulturellen Ordnung und ganz besonders in der Kleidung beginnen die Mittelschichten, sich die bürgerlichen Werte durch Nachahmung anzueignen; die Mode, diese überstürzte Nachahmung einer stets eingeholten Neuigkeit, ist der Triumph dieser gesellschaftlichen Nachahmung. (Barthes 1988: 160)

Bereits Saussure bezog das Phänomen der Mode auf die normierenden Kräfte in der Sprache: „Die Ausbreitung sprachlicher Erscheinungen untersteht denselben Gesetzen wie jede beliebige sonstige Gewohnheit, z. B. die Mode“ (Saussure 2001/1916: 246). So beschreibt Saussure die sprachliche Mode als „inter-course“ (zitiert nach Barthes 1988: 160) und als Form des Verkehrs, also des Handels und Austauschs, der als einigende und normierende Kraft auf die Sprache wirkt: „[E]r fördert die Einheit, indem er eine Neuerung aufnimmt und verbreitet“ (Saussure 2001/1916: 247).¹⁵² Werden bestimmte sprachliche Einheiten also konventionell

¹⁵¹ Hieraus erklärt sich auch, warum die so imitierten Zeichen eines Registers zuerst und zuvorster für die Community of Practice, die dieses Register aktiv beherrscht und prägt, an Wert verlieren (vgl. Agha 2005: 30; s. 4.3.4).

¹⁵² Der einigenden Kraft des Verkehrs stellt Saussure jedoch gleichzeitig die vervielfältigende Kraft des Partikularismus gegenüber, die zur fortwährenden Zerteilung der Sprache und Abgren-

mit Prestige aufgeladen, können sie zur Modeerscheinung werden und sich entsprechend auch jenseits ihres ursprünglichen Registers verbreiten.

Wie in Kapitel 3.3 bereits angedeutet, steuert auch die Moralisierung von Einzelzeichen einen weiteren Anreiz zur Imitation bestimmter sprachlicher Zeichen bei. Insofern ist nicht nur die Imitation reputationeller Distinktionszeichen ein probates Mittel zur Akkumulation von Prestige, sondern auch die Übernahme euphemistischer Ausdrücke erscheint zur Vermeidung von Stigma und zur Wahrung des sozialen Ansehens opportun. Werden im Sinne der Moralisierung bestimmte politische Haltungen innerhalb einer Gruppe konsensual moralisch aufgewertet, bietet die Verwendung der mit diesen Haltungen assoziierten Fahnenwörter (die funktional nun eher Hochwertwörtern gleichen) die Möglichkeit, entsprechend moralische Güte darzustellen, um soziale Wertschätzung aus der Gruppe zu erfahren und Prestige zu erlangen. Auch eine moralisierte Lexik kann im Zuge dieser Prestige-Jagd demnach zum Modetrend werden: „Perhaps for some, being appropriately linguistically ‘inclusive’ is like being up on current youth slang“ (McConnell-Ginet 2020: 238). Umgekehrt liefert die moralische Abwertung bestimmter Ausdrücke und der jeweiligen Sprechenden einen negativen Anreiz zur Vermeidung und Ersetzung derselben und somit wiederum zur Imitation der moralisch aufgewerteten Zeichenformen. Allan & Burridge (2007: 102) kommen entsprechend zu der Einschätzung: „Use non-PC terms now, and doubts are raised about your basic moral commitments; the safest course to steer is one which carries the PC stamp of approval“. So führt die Furcht vor moralischer bzw. moralisierter Kritik sowie vor Stigma und sozialer Isolation zu Kontext-unabhängigen, mechanischen Substitutionen politisch unkorrekter Tabuwörter, wobei meliorative Alternativbezeichnungen kurzfristig dankbare sprachliche Hilfestellung zur Wahrung des eigenen sozialen Ansehens sind:

Any derogatory or unfavourable denotation or connotation within language expressions will dominate the interpretation of their immediate context. Speakers will not risk appearing to use a taboo term when none was intended; therefore they are quick to drop the homonyms of taboo terms. (Allan & Burridge 2007: 102)

So ist es etwa in der Politik nicht nur vielversprechend, die vermeintlichen Verfehlungen des Gegners als moralische Vergehen zu versprachlichen (s. 3.3.2), auch das Vermeiden eigener sprachlicher Fehltritte und Tabubrüche folgt opportun der kalkulierten Antizipation des öffentlichen Urteils: „Almost all politicians dislike displeasing almost all groups of people if they can avoid it, and therefore are

zung der Subsprachen führt (vgl. Saussure 2001/1916: 246). Auf das Phänomen der fortwährenden onomasiologischen Vervielfältigung soll in 4.3.4 gesondert eingegangen werden.

usually willing to agree on euphemistic terms for them“ (Hoggart 1985: 176).¹⁵³ Analog dazu agieren jedoch auch Individuen im Diskurs „like intuitive politicians striving to maintain appealing moral identities in front of our multiple constituencies“ (Haidt 2012: 87 f.).

Indem politisch-perspektivische Bezeichnungen zunehmend affektiv-moralisch bewertet werden, dient die Verwendung der konventionell bevorzugten Bezeichnung nicht mehr einer kleinen politischen Sprechergruppe zur Darstellung einer bestimmten Konzeption oder zum Ausdruck der eigenen politischen Identität (in Abgrenzung zu anderen politischen Identitäten); sondern sie dient dem Vermeiden unangenehmer Affekte sowie sozialer Sanktionen und somit dem Aufrechterhalten des eigenen *Face* (vgl. Klug 2020: 86; Allan & Burridge 2007: 237, 110).

This is political correctness as good manners; not legally enforceable fairness or tolerance, but discourse wiping its feet before it enters the public domain and leaving before it breaks wind. While there is the same intention not to offend any person or group, reference to a political position has disappeared, along with sympathetic concern for members of minority groups – indeed, mention of any current social issue. (Allan & Burridge 2007: 95)

Das politische Phänomen von Bezeichnungskonkurrenzen wird so im Zuge zunehmender Moralisierung zum gesamtgesellschaftlichen Phänomen von anständigen und unanständigen Wörtern, von Tabu und Euphemismus und somit eine Frage der Höflichkeit. Durch die Anreiz-Struktur aus Prestige und Stigma, Höflichkeitserwartungen und (antizipierten) sozialen Sanktionen erweitert und verallgemeinert sich erstens die Sprechergruppe, wodurch die entsprechende symptomfunktionale Bedeutung des einstigen Fahnenwortes verlorengeht (vgl. Hermanns 1982: 88), da es nun nicht mehr charakteristisch für den Sprachgebrauch einer bestimmten politischen Gruppierung oder Haltung ist. Zweitens vervielfältigen sich damit auch die Kontextualisierungen, die syntagmatischen und paradigmatischen Beziehungen, die der Ausdruck eingehen kann, was wiederum auch seine Darstellungsfunktion generalisiert, wodurch der Wert des Ausdrucks, auf eine ganz spezifische Konzeptualisierung des Referenzobjektes zu verweisen, verlorengeht. Diese beiden Phänomene sollen in 4.3.4 unter dem Gesichtspunkt der semiotischen Inflation näher untersucht werden. Um nachvollziehen zu können, wie Ausdrucks- und Darstellungsfunktion von Einzelzeichen inflationieren können, soll jedoch im folgenden Kapitel zunächst ausgeführt werden, inwieweit diese beiden Werte gebrauchsbedingt und somit relational und contingent sind.

¹⁵³ Dusini & Edlinger (2012: 37) spitzen diese Beobachtung politisch zu: „Offenbar will man heute auch von staatlicher Seite jeden Anlass vermeiden, aufgrund dessen sich jemand beleidigt fühlen könnte, auch wenn oder gerade weil auf juridischer Ebene zugleich etwa Rassismus in Form verschärfter Asylgesetze institutionalisiert bleibt.“

4.3.3 Inflation von Distinktionszeichen und Prestige-Registern

Die beschriebenen reputationellen Anreize können zu mechanischen Substitutionen auf lexikalischer Ebene führen (vgl. McConnell-Ginet 2020: 233), bei denen die propositional quasi identischen Äußerungen mit einer neuen, reputierlichen Lexik versprachlicht werden. Auch für moralisch und reputationell aufgeladene Wörter im Zusammenhang mit Political Correctness beobachten etwa Allan & Burridge (2007: 97) dieses Phänomen: „Many people probably remain oblivious to the political message. It is more a case of mouthing the right-sounding words, consistent with the political correctness ethos“. Inwiefern der entsprechend schwankende Gebrauch eines Wortes somit zu einer Bedeutungskonkurrenz bzw. zu einer Generalisierung der konventionalisierten, also gebrauchsbedingten Darstellungsfunktion des jeweiligen Wortes beitragen kann, wurde bereits in Kapitel 2.2 in Bezug auf die Phänomene der Kompositionalität und der Metaphorik sowie in Kapitel 3.2.2 nochmals aus politolinguistischer Perspektive dargelegt. Diese Ausführungen sollen hier daher nur knapp um eine Anwendung der ökonomisch-semiotischen Analogie (s. 4.1) auf konkrete Sprachwandelphänomene ergänzt werden. Sowohl für metaphorische Ausdrücke (s. 2.2.1) als auch für Komposita und Phraseme (s. 2.2.2) wurde bereits festgehalten, dass ihr jeweiliges Potenzial, eine bestimmte Bedeutung kontext-unabhängig auf der lexikalischen Ebene zu fixieren, gerade im Zuge eines häufigen Gebrauchs von einer konventionalisierten, gebrauchsabhängigen Bedeutung gleichsam überschrieben wird. Die Bedeutungen von Wörtern sowie komplexeren Konstruktionen „verändern sich in dem Maße, wie der Sprachgebrauch variiert [...] Maßgebend ist dabei die Annahme, dass Prozesse der sprachlichen Verfestigung und Musterbildung als Frequenzeffekte im Diskurs zu bewerten sind“ (Ziem 2018: 117). Der Faktor der Gebrauchshäufigkeit ist hier von besonderer Relevanz, da er erstens der sprachmagischen Logik nach umgekehrt zu einer kognitiven Verfestigung der „eigentlichen“ (also kompositionellen oder nicht-metaphorischen) Bedeutung führen solle;¹⁵⁴ und da er zweitens Parallelen zu anderen Formen des Wertverlustes aufzeigt, bei denen Häufigkeit und Verfügbarkeit zu Inflation, Seltenheit und Verknappung hingegen zu Wertsteigerung führen. Dementsprechend spricht z. B. auch Heine (2019: 11) von der Inflation bestimmter Metaphern und Köller (2012: 466) erklärt in einer expliziten Analogie zum Geld:

¹⁵⁴ Vgl. hierzu etwa in 2.1.3: „There often has to be a great deal of repetition, in order to intensify the power of the words“ (Crystal 1997: 8) sowie in 2.2.1 etwa Lakoff & Wehling (2008: 18): „Und je häufiger eine Verknüpfung aktiviert wird, desto stärker wird die neuronale Verbindung zweier Ideen, je seltener, desto schwächer“.

Ebenso wie man für Geldscheine im Rahmen neuer Gebrauchskonventionen im Gegensatz zu Edelmetallmünzen relativ leicht einen neuen Kaufwert festlegen kann, so lässt sich auch für Wörter über neue Gebrauchstendenzen [...] relativ leicht ein neuer semantischer Wert ausbilden. Das exemplifizieren sehr gut tote Metaphern [...].

Doch auch an zwei weiteren Phänomenen zeigt sich, inwiefern in der Sprache als einem nicht volitiv steuerbaren Phänomen der dritten Art die konventionalisierte Wortbedeutung vom Gebrauch und entsprechend auch vom Gebrauch der „Anderen“ abhängig ist: erstens im Präzisions- und somit Wertverlust der denotativen Darstellungsfunktion von Fachbegriffen und zweitens in der nachlassenden aufwertenden Konnotation etwa von Hochwertwörtern, Euphemismen und Höflichkeitsformen. Im ersten Fall liefert das in Kapitel 2.1.1 bereits angesprochene „Ideal referentieller Eindeutigkeit und damit letztlich der sprachlichen Beherrschung von Wirklichkeit durch den Menschen“ (Gardt 2002: 93) insbesondere einen Anspruch der Austerität an Fachsprachen, „deren Wörter wie mentale Münzen mit einem exakten und unveränderlichen semantischen Gehalt ausgestattet“ sein sollen (ebd.). Gerade wenn Fachbegriffe in Alltags- und Umgangssprache übergehen, übertragen sich damit jedoch keineswegs die vermeintlich „in ihnen steckenden“ Konzepte auf die Sprechenden und Rezipierenden. Denn durch die nun vielfältigeren Gebrauchsweisen und Kontextualisierungen, „verlieren sie ein wesentliches Charakteristikum wissenschaftlicher Termini: ihre exakt definierte Bedeutung“ (Niehr 2020: 92). Pörksen (1988) bezeichnetet die so in die Umgangssprache überführten und in ihrem fachsemantischen Gebrauchswert gleichsam inflationierten Ausdrücke auch als *Plastikwörter*, bzw. als „konnotative Stereotype“ (ebd.: 11), insofern sie eher für ihre fachlich anmutende Konnotation als für ihre präzise Denotation verwendet werden (s. 4.3.1: *doing being an expert*). Zur Erhaltung des sprachlichen Werts von Fachbegriffen plädiert Pörksen also dazu, „zwei verschiedene Formen von Wirklichkeitserfassung, zwei Sphären, die wissenschaftliche und die soziale, alltägliche, auseinanderzuhalten und die Eigenständigkeit beider – auch sprachlich – anzumahnen“ (Schiewe 2003: 131).¹⁵⁵ Der semantische Wertverlust röhrt also auch hier gerade vom „inflatorischen Gebrauch“ (Köller 2012: 465), also daher, dass der (einstige) Fachbegriff zu häufig, zu heterogen und daher nicht einer bestimmten Gebrauchskonvention entsprechend

¹⁵⁵ So beschreibt z. B. Felder (2017: 48) für den Fachbereich des Rechts die routinehafte Konventionalisierung im sprachlichen „Gebrauch von Ad-hoc-Bildungen (als sprachliche Neuprägung) über die Habitualisierung bis hin zur Konventionalisierung als einen graduellen Prozess“. Ist der Fachbereich sprachlich streng umgrenzt und der Gebrauch des Wortes streng reglementiert, konventionalisiert sich innerhalb des Fachbereichs eine spezifische Gebrauchsbedeutung, während sie außerhalb des Fachbereichs generalisieren kann.

verwendet wird. Anders ausgedrückt, wird der semantische Wert des Fachbegriffs nicht mehr durch die sprachliche Arbeit der sinngebenden/sinnerhaltenden Kontextualisierung geschöpft/gesichert.¹⁵⁶ Was für die lexikalischen Elemente von Fachjargons gilt, kann auch für die eines bestimmten politischen oder auch politisch korrekten Registers gelten (vgl. Niehr 2020: 91 ff.): Werden die Ausdrücke landläufig übernommen und in verschiedensten Bedeutungen gebraucht, verliert sich die spezifische Darstellungsfunktion und damit der semantische Wert des Wortes. Je größer, diskursiv mächtiger (s. 4.2.2.5) und ideologisch heterogener die Sprechergruppe ist, die den sozialen Anreiz zur lexikalischen Imitation (s. 4.3.2) verspürt und ihm nachgeht, desto stärker wird die Gebrauchsbedeutung des fraglichen Ausdrucks generalisiert.

Im zweiten Falle des Nachlassens einer aufwertenden Konnotation kann einerseits von einem graduellen Verlust der Darstellungsfunktion gesprochen werden (nämlich das Referenzobjekt aufzuwerten), andererseits aber auch von einem Verlust der Appelfunktion (die rezipierenden aufzufordern, das Referenzobjekt wertzuschätzen). Auch hier wird der semantische Wertverlust durch einen inflatorischen Gebrauch in verschiedenen Lebensbereichen bewirkt. Etwa wird auch eine politische Verwendung von Hochwertwörtern zur Aufwertung eines durchzusetzenden politischen Konzeptes u. a. dadurch erschwert, dass diese auch in der Warenwerbung massenhaft gebraucht werden (vgl. Wengeler 2005: 190 f.; Klein 2017: 787) und entsprechend zu Modewörtern verkommen bzw. „durch einen ausufernden Gebrauch zu Worthülsen geworden sind, die sich mit allen möglichen Vorstellungsinhalten füllen lassen“ (Köller 2012: 465). Versuchen politische Akteure daraufhin, den Begriff durch eine erhöhte Frequenz zu besetzen, kann es erst recht zu „kommunikativem Überdruß“ (Kuhn 1991: 101) kommen, was auch Wengeler (2005: 190) als „Inflationsproblem“ beschreibt.

Auch für nachlassende aufwertende Wirkung von Höflichkeitsformen erweist sich ein ökonomischer Erklärungsansatz als hilfreich, wie er bspw. von Keller expliziert wird. So exemplifiziert er die nachlassende aufwertende Wirkung

¹⁵⁶ Hierin zeigt sich wiederum die Parallele zum Papier- und Buchgeld als symbolischer Geldformen (vgl. 4.1.3): „Diese neue Geldform ließ sich wesentlich flexibler einsetzen als ikonische Geldformen, wenn man die jeweiligen Konventionen für ihren Gebrauch streng einhielt. Falls diese Konventionen aber nicht respektiert wurden, dann konnte es sehr schnell zu Inflationsscheinungen und zur Rückkehr von Formen des alten Warengeldes (Zigarettenwährung) kommen“ (Köller 2012: 418). Mit Rossi-Landi ist der konventionalisierte Gebrauch eines Wortes als sprachliche (ggf. auch para- und nonverbale semiotische) Arbeit zu verstehen, die den Wert des Wortes erst schöpft (vgl. 4.1.2). So betont er nicht nur, „daß die Bedeutung eines Wortes sein Wert (oder besser: seine Werte) in der Sprache ist, sondern auch und vor allem, daß diese Werte auf die menschliche Arbeit zurückgeführt werden müssen, durch die allein sie zu dem werden, was sie sind“ (Rossi-Landi 1974: 83).

positiv wertender Bezeichnungen am Beispiel der diachronen Pejorisierung des Wortes *Frau*. Im mhd. Sprachgebrauch war das Wort *frouwe* ausschließlich zur Bezeichnung sozial hochgestellter bzw. adeliger Herrinnen reserviert. Wurde der Ausdruck auch auf eine nicht-adelige Frau angewandt (statt des im Mhd. Gebräuchlichen neutralen Begriffs *wip*), so wurde sie durch diesen Euphemismus innerhalb der feudalen Logik sprachlich aufgewertet. Indem es jedoch Usus wurde, „Frauen gegenüber oder beim Reden über Frauen Ausdrücke zu wählen, die eher einer höheren Stil- oder Sozialebene angehören als einer niedrigeren“ (Keller 2014: 108), verblasste mit der Zeit die aufwertende Wirkung des Ausdrucks, da dieser zum standardmäßigen Signifikanten für das Signifikat ›weibliche Person‹ generalisierte (vgl. auch Köller 2012: 465 f.). „Fazit: das Motiv der Galanterie auf der Ebene der Individuen führt auf der Ebene der Sprache langfristig wie von unsichtbarer Hand geleitet zur Pejorisierung. Es handelt sich dabei um eine Form der Inflation“ (Keller 2014: 109).¹⁵⁷

Doch nicht nur „Galanterie“ stellt ein Motiv zur sprachlichen Aufwertung von bezeichneten Personen(gruppen) dar, wie Robin Lakoff ebenfalls am Beispiel der Bezeichnung von Frauen zeigt. Im zeitgenössischen Lexikon können weibliche Personen eher durch Ausdrücke wie *Dame* (bzw. im Englischen *lady*) sprachlich aufgewertet werden. Lakoff (1973: 58 f.) versteht eine solche Verwendung von *lady* explizit als euphemistisch, für die sie dieselbe Beobachtung macht wie Keller historisch für *frouwe*: „[I]t is discouraging to note that at least one euphemism for ‘woman’ does exist, and is very much alive. The word, of course, is ‘lady’, which seems to be replacing ‘woman’ in a great many contexts“ (Lakoff 1973: 58). „Discouraging“ ist diese Beobachtung für Lakoff deshalb, weil sie den Ursprung für diesen Euphemismus nicht etwa in wohlmeinenden Motiven gegenüber Frauen sieht, sondern umgekehrt in unangenehmen Affekten gegenüber dem Themenbereich ›Frauen‹, ›Geschlecht‹ etc., die durch die Verwendung des Euphemismus produktiv sowie rezeptiv umgangen werden sollen (vgl. 3.1.2). Diese sprachlichen Unsicherheiten sind nach Lakoff (1973: 58) vor allem dadurch bedingt, dass – etwa in Bezeichnungen wie *Weiber* (bzw. englisch: *broads*) – sprachliche und somit auch gedankliche kollektive Abwertungen derselben Personengruppe existieren, von denen Sprechende sich möglichst distanzieren möchten: „One might even say that when a derogatory epithet exists, a parallel euphemism is deemed necessary“ (Lakoff 1973: 58). Sowohl das Bedürfnis nach einer euphemistischen Bezeichnung, als auch deren euphemistische Funktion sind also nicht

¹⁵⁷ Auch Nübling (2011), die Kellers konkretes Beispiel aus genderlinguistischer Perspektive kritisiert (vgl. auch Lakoff im folgenden Absatz) und überzeugende Gegenbeispiele liefert, stimmt dem Prinzip der semantischen Inflation jedoch grundlegend zu: „Abnutzungen führen zur semantischen Ausbleichung, zum Verlust von Semen“ (Nübling 2011: 351).

nur abhängig vom Gebrauch des Euphemismus selbst, sondern auch von den referenzidentischen Bezeichnungen, die den Wert des Euphemismus durch paradigmatische Relationen mitbestimmen. Diese Gebrauchsweisen wiederum sind abhängig von gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen weit über die Bezeichnungsalternativen selbst hinaus: „The point here is that, unless we start feeling more respect for women, and at the same time, less uncomfortable about them and their roles in society in relation to men, we cannot avoid *ladies* more than we can avoid *broads*“ (Lakoff 1973: 58 f.; Hervorhebungen im Original). Mit Lakoff (1973: 58 f.) lässt sich dieses Prinzip auch auf sprachliche Unsicherheiten bei anderen Gruppenbezeichnungen übertragen – wie z. B. „Afro-American“ bzw. „blacks“–, die wiederum für den Streit Political Correctness konstitutiv sind (vgl. Klug 2020: 81).

Durch die erwähnten paradigmatischen Relationen zwischen Euphemismen und den durch sie ersetzen referenzidentischen Bezeichnungen erklärt sich demnach auch die nachlassende Wirkung des Euphemismus, i. e. dass ein Ausdruck an konnotativem Wert, an aufwertender Kaufkraft verliert und inflationiert. Da sich der Valeur eines Wortes immer auch in Distinktion zu anderen Worten aus einem gemeinsamen Paradigma bestimmt (s. 2.1.2), verweist das Wort tendenziell auch auf ebendiese anderen Wörter. Vor allem bei „Ersetzungsfiguren“ (Blumenthal 1983: 5) wie z. B. Euphemismen sind demnach „paradigmatische Assoziationen“ (ebd.) möglich, bei denen gerade die ersetzenen Signifikanten mehr oder minder in Bewusstsein treten. Mit Lacan (1966: 515; 1975: 30 ff.) lässt sich dies so verstehen, dass sich der ersetzte Signifikant als weiteres Signifikat in den neuen, ersetzenden Signifikanten sukzessive einschreibt. Ist diese ersetzte Signifikant (z. B. *Weiber*) oder aber ein Aspekt des Signifikats selbst (z. B. „Sexismus“) mit negativen Affekten verbunden, können diese auch bei Produktion und Rezeption des ersetzenden Signifikanten auftreten (vgl. Münker & Roesler 2012: 12 f.). Pfaller (2017: 30) schlussfolgert aus dieser Beschreibung Lacans auch für politisch und moralisch motivierte meliorative Alternativbezeichnungen:

Es ist naiv, zu meinen, dass »angemessene« Worte einfach an die Stelle von »unangemessene« treten könnten, ohne dass diese Operation Spuren hinterlässe. Jacques Lacan hat darauf hingewiesen, dass die Ersetzung eines Signifikanten durch einen anderen immer einen Dritten erzeugt. Das neue Wort bezeichnet nach der Ersetzungsoperation nicht einfach das-selbe wie das alte, unpassende Wort. Vielmehr bezeichnet es von nun an sowohl das alte Wort als auch die Ersetzungsoperation sowie das bisher Bezeichnete.¹⁵⁸

¹⁵⁸ Diese komplexe Signifikation lässt sich vielleicht veranschaulichen an vergleichbaren nicht-sprachlichen semiotischen Phänomenen wie z. B. der Bedeutung der Unterwäsche. Erstens markiert die Unterwäsche selbst die Tabuisierung der so verhüllten Körperteile, indem sie diese in ihrer Relation zu unverhüllten Körperteilen wie Knien und Ellbogen von diesen unterscheidet.

Wird das ersetzende Wort, der Euphemismus im Zuge seiner Konventionalisierung von den Assoziationen des ersetzen Wortes bzw. den negativen Bedeutungsaspekten des gemeinsamen Signifikats eingeholt, so führt dies zum bekannten Verblüssungseffekt (vgl. Forster 2005: 205). Wenn „der euphemistische Ausdruck die negativen Konnotationen des tabuisierten Ausdrucks übernimmt“ (Forster 2009: 57), verliert er also seine Funktion, diese negativen Konnotationen zu vermeiden bzw. zu verhüllen und somit seinen Wert als Euphemismus. Wie in den bisherigen Fällen geht der spezifische Wert des Wortes in Abhängigkeit von der Gebrauchsweise und v. a. der Gebrauchshäufigkeit verloren, weshalb von Inflation gesprochen werden kann. Der Wertverlust von Euphemismen zeigt sich auch darin, dass diese immer wieder durch neue Signifikanter in euphemistischer Funktion (quasi als neue Währungseinheiten) ersetzt werden müssen, wie in 4.3.4 nachgezeichnet werden soll.

Bevor jedoch diese ökonomische Sicht auf die Konventionalisierung als Inflation der Darstellungsfunktion in eine Beschreibung ihrer möglichen Implikationen überführt werden soll (s. 4.3.4.), ist im Zusammenhang mit der Prestigeökonomie ferner zu fragen, wie eine solche partielle Imitation eines Prestige-Registers auch zur Inflation der Ausdrucksfunktion führen kann, inwiefern also auch die Ausdrucksfunktion gebrauchsbedingt ist. Agha (2005: 30) ergänzt den beschriebenen lexikalischen Fokus stereotyper Modelle sprachlicher Register (s. 4.3.1) wie folgt:

But since lexemes are never experienced in isolation from other signs in interaction, the effects of co-textual signs (i. e., signs cooccurring with the lexeme) may on a given occasion

Dadurch nimmt die Unterwäsche die Tabuisierung der verhüllten Körperteile selbst als Signifikat auf. Zweitens lässt sich hier beobachten, dass das verhüllende Textil konventionell selbst mit einer Verweisfunktion auf gerade diejenigen Entitäten aufgeladen wird, die es verhüllen soll. So werden mit Unterwäsche Geschlechtsteile, mit einem Bikini z. B. das weibliche Geschlecht assoziiert. Bspw. ist die Popkultur voller Teenie-Filme, in denen junge Männer Unterwäsche-Schubladen auf der Suche nach reizvollen Höschen durchsuchen, da sie diese mit dem weiblichen Geschlecht(steil) assoziieren. Die Unterwäsche erhält gerade in ihrer konventionellen Gebrauchsweise, Geschlechtsteile zu verhüllen, die Bedeutungen des Verhüllens sowie des Geschlechtsteils selbst. Entsprechend ist es nicht nur peinlich, sich in Unterwäsche zu zeigen, sondern ggf. auch, die Unterwäsche unabhängig vom Körper sichtbar zu machen, etwa auf einer Wäscheleine. (Dieses Beispiel wird in 4.3.4., Fußnote 167 nochmal aufgegriffen.) Diese Erklärung kann teilweise auf Euphemismen als sprachliche Verhüllungen übertragen werden. Wird bspw. der Euphemismus *Damen* verwendet, so verweist dieser erstens auf die zu verhüllenden unangenehmen Affekte im Zusammenhang mit ‚Frauen‘ sowie zweitens auf die Quelle dieser unangenehmen Affekte, nämlich die gesellschaftliche Schlechterstellung von Frauen. Konventionalisieren diese Assoziationen mit dem Ausdruck, so verblassen dessen euphemistische Funktion, diese unangenehmen Affekte zu verhüllen; wie dies etwa bei *frouwe* der Fall war (s. o.).

of use either be congruent with or, by degrees, may cancel the stereotypic effects of the lexeme in question.

Aus einer wahrgenommenen Inkongruenz zwischen einem Register-Element und seiner Kontextualisierung kann eine Reihe von unmittelbaren Effekten entstehen, die weit vielfältiger sind als das stereotype Modell des Registers vorsehen würde (vgl. Agha 2005: 30 f.) – z. B. Höflichkeit oder *doing being an expert* (s. 4.3.1). Einerseits kann eine solche kontrastive Kontextualisierung bewusst vorgenommen werden: etwa zu humoristischen Zwecken oder auch zur verschleierten Äußerung von Aggression (vgl. Agha 2005: 30), wie etwa bei der inzwischen prototypischen Verwendung der einstigen Höflichkeitsformel *gefälligst*. Andererseits kann, wie das obige Zitat von Agha beschreibt, auch eine unbewusste konfligierende Kontextualisierung eines Register-Elements die stereotypen Effekte einschränken oder gar umkehren (vgl. auch Agha 2005: 25, 43), sodass sich Sprechende durch einen als ungenau, unkonventionell oder gar falsch wahrgenommenen Gebrauch eines Elements eines Prestige-Registers auch regelrecht blamieren können. Langfristig haben derartige Inkongruenzen zwischen Register-Element und Kontextualisierung jedoch auch Effekte auf die konventionelle Bewertung des jeweiligen Register-Elements. Ein solcher Versuch der Aneignung symbolischen Kapitals, ohne dass dessen Wert durch eine entsprechende kontextuelle sprachliche Arbeit gesichert würde (s. 4.3.2, vgl. 4.1.2), trägt auf lange Sicht zur Inflationierung des jeweiligen Prestigesymbols bei. Das bedeutet, dass das Zeichen seinen spezifischen Wert verliert, eine bestimmte Eigenschaft der Sprechenden oder eine Zugehörigkeit zu einer umgrenzten Community of Practice indexikalisch auszudrücken; wie etwa auch im Politischen ein vormals besetzter Begriff „sich so allgemein durchsetzen kann, dass das Wort nicht mehr mit der eigenen Position verbunden wird“ (Wengeler 2005: 190).

Die ökonomische Grundlage für diesen Wertverlust findet sich ferner darin, dass der reputationelle Wert von Einzelzeichen als Prestigesymbolen von vornherein sehr fragil ist, da ihr Gebrauch aufgrund ihrer kostengünstigen Imitierbarkeit keine zuverlässigen Indikatoren für eine prestigewürdige Eigenschaft oder Leistung darstellen. Gemäß dem Handicap-Prinzip muss ein Kommunikat, um zuverlässig einen nicht unmittelbar wahrnehmbaren Wert der Kommunizierenden belegen zu können (z. B. Bildung, Intelligenz, Fleiß, moralische Güte etc.), derart schwer zu erwerben bzw. einzusetzen sein, dass nur Individuen mit den fraglichen Eigenschaften über die Zeichen verfügen (s. 4.1). Insofern Prestigesymbole als reputationelle Distinktionszeichen fungieren, bietet hier Bourdieu (1982: 440) eine Hilfestellung:

Von höchstem Distinktionsgewinn ist das, was am besten auf die Qualität der Aneignung, also auf die des Besitzers schließen lässt, weil seine Aneignung Zeit und persönliche Fähig-

keiten voraussetzt, da es – wie Vertrautheit mit Bildender Kunst oder Musik – nur durch anhaltende Investition von Zeit und nicht rasch oder auf fremde Rechnung erworben werden kann, und daher als sicherstes Zeugnis für die innere Qualität der Person erscheint.

Tugendhafte Haltungen sowie umfassende Wissensbestände über gesellschaftlich wertgeschätzte Themenbereiche – sei es Kunst oder Geschlechter(un)gerechtigkeit – erfüllen diese Bedingungen und versprechen somit in den Kreisen, die sie erkennen, die Akkumulation von Prestige. Die ökonomische und kommunikative Schwierigkeit besteht nun jedoch darin, den Erwerb dieses Wissens auch in sprachlichen Formen wahrnehmbar zu machen, die zuverlässige Indikatoren für die jeweiligen Eigenschaften des Emittenten darstellen. „Tue Gutes und rede darüber“ (Voland 2007: 135) lautet demnach das kommunikative Prinzip, das von prestigewürdigem (z. B. gemeinnützigem) Verhalten zu den eigenen reputationellen Vorteilen führen soll. Wieder wird hierbei der Fokus auf die lexikalische Ebene zum Hindernis, denn der Erwerb einzelner Wörter ist weit billiger als komplexere, kontextsensitive Formen der sprachlichen Darstellung von Haltung, Wissen, moralischer Integrität etc. und somit kein zuverlässiger Indikator für dieselben: „Das bloße Wort taugt dafür nicht. Es ist billig, und deshalb ist die Lüge nicht weit“ (Voland 2007: 132).¹⁵⁹

Der Fokus auf die lexikalische Ebene röhrt jedoch nicht nur von stereotypen Modellen komplexer Register her, sondern wird – gerade in politischen und moralischen Zusammenhängen – entscheidend verstärkt durch die sprachmagische Vorstellung, dass der Gebrauch einzelner Wörter nicht etwa ein Indikator (im Sinne der semiotischen Ausdrucksfunktion) für eine prestigewürdige Eigenschaft oder Leistung ist, sondern in sich selbst die prestigewürdige Leistung darstellt, da mit dem Wortgebrauch eine bessere Wirklichkeit konstruiert würde (s. 2.1): „But the victories through words and names, of course, are cheap. This is the economic problem with magic. If mere saying is enough, and if the saying is not somehow restricted, then evil eyes proliferate“ (McCloskey 1991: 290). Durch die moralische Aufwertung des kontextunabhängigen Gebrauchs einzelner Zeichen (s. 3.3) sowie deren sprachmagische Rationalisierung (s. 2.1.3, 3.1.2) wird das Diktum *Tue Gutes und rede darüber* entsprechend abgekürzt zu *Rede gut*, da das moralisierte Wort nun nicht mehr im Sinne seiner Ausdrucksfunktion auf erworbene Eigenschaften,

¹⁵⁹ Jenseits der lexikalischen Ebene kann das Sprechen zwar performativ einen zuverlässigen Indikator für Wissensbestände oder Ähnliches darstellen, für moralische Integrität etwa gilt dies jedoch weniger. Voland (2004: 177) etwa verweist diesbezüglich auf „Schopenhauers berühmt-berüchtigtes Bonmot, wonach es leichter sei, Moral zu predigen, als sich moralisch zu verhalten“. Und auch Knobloch (2020: 127) stellt jenseits der lexikalischen Ebene fest: „Moralkommunikation steht immer und überall zur Verfügung und verursacht keine nennenswerten Kosten“.

Haltungen oder vorangegangene Leistungen (*Tue Gutes*) verweist, sondern kausal vorgezogen wird und somit stattdessen auf sich selbst als gleichzeitige moralische Sprachhandlung verweist. Gerade dadurch drohen einzelne Elemente von Prestige-Registern zum bloßen Spektakel zu verkommen (s. 4.2.2.4), denn: „Der zutiefst tautologische Charakter des Spektakels geht aus der bloßen Tatsache hervor, daß seine Mittel zugleich sein Zweck sind“ (Debord 1996: § 13). Ohne die entsprechende sprachliche Arbeit der kongruenten Kontextualisierung, die erst den Wert eines sprachlichen Prestigesymbols schöpft bzw. sichert (s. 4.3.2), verweist der Schein des Signifikanten entsprechend nicht mehr auf ein Sein, ein Tun oder auch ein Haben, sondern „Sein und Schein haben sich in einer einzigen Substanz, der von Produktion und Arbeit, aufgelöst“ (Baudrillard 2011/1976: 100). Der reputationelle Wert eines Zeichens und seiner Ausdrucksfunktion hängt also in erster Linie von der distinktiven Kontextualisierung dieses Zeichens ab – sowohl von der sprachlichen sowie von der außersprachlichen, z. B. weiteres Wissen über die Sprechenden. Prestigesymbole

verlieren ihre Bedeutung dann, wenn sie von den mit der jeweiligen Gruppe verbundenen Qualitäten losgelöst werden (z. B. im Ausland wegen Kenntnismangel oder durch Inflationierung, wie das bei akademischen Diplomen oder Konsumartikeln der Fall sein kann). (Strasser & Brömme 2004: 414)

Die Häufigkeit, Heterogenität und Kontextualisierung des Gebrauchs bestimmen als, ob ein Zeichen weiterhin zuverlässig auf eine bestimmte Qualität des Zeichenbenutzers verweisen und somit als Prestigesymbol dienen kann oder nicht.

4.3.4 Euphemistische Tretmühle und Dialektik der Distinktion

Bisher wurde zunächst dargelegt, inwiefern die relative moralische und reputationelle Aufwertung bestimmter Zeichen Anreize zu deren Imitation liefern (s. 4.3.2, vgl. 3.3). Anschließend wurde nochmals aus ökonomischer Perspektive zusammengefasst, inwiefern Darstellungsfunktion (vgl. 2.2, 3.2.2) und Ausdrucksfunktion (vgl. 3.2.1) eines Zeichens in ihrer Arbitrarität und Konventionalität von einem distinktiven kontextuellen Gebrauch abhängig sind und wie eine Vervielfältigung der Gebrauchskontexte zu einem Verlust der konventionalisierten Darstellungs- sowie Ausdrucksfunktion führen kann. Verliert ein Zeichen gebrauchsbedingt die Ausdrucksfunktion, auf eine prestigewürdige Eigenschaft der jeweiligen Zeichenbenutzenden zu verweisen, lässt sich dies in der ökonomischen Analogie als Inflation des Zeichenwerts verstehen. Gleches gilt für den Verlust der spezifischen Darstellungsfunktion eines Wortes, einen bestimmten Aspekt

oder eine bestimmte Wertung des Bezeichneten intersubjektiv zu konzeptualisieren (s. 4.3.3).

Beide Inflationsphänomene lassen sich an dieser Stelle nochmals am Beispiel des Gendersterns veranschaulichen. So kritisiert bspw. Stefanowitsch (2019) Sprachleitfäden im öffentlichen Dienst (hier der Stadt Hannover), die zum Verwenden des Gendersterns verpflichten, da letzterer dadurch sowohl seine Darstellungs- als auch seine Ausdrucksfunktion verliere. Stefanowitsch versteht den Genderstern als soziolinguistischen Marker, der Sprechende in seiner Ausdrucksfunktion als Teil bestimmter sozialer Gruppen ausweist: „Gruppen von Menschen mit ähnlichen Zielen und Wertvorstellungen, wie eben die queere Community, die Frauenbewegung und andere“ (Stefanowitsch 2019). Erst über die spezifischen Perspektiven dieser Community of Practice auf Geschlecht – als vielfältig, kontingent und/oder individuell definierbar – und die entsprechend perspektivistischen Aussagen, in denen der Genderstern verwendet wird, erhält dieser auch die entsprechende Darstellungsfunktion, ein solches Konzept von Geschlecht zu vermitteln bzw. interpretierbar zu machen. „In der Sprachgemeinschaft insgesamt dürfte aber keine der genannten Schreibweisen ausreichend etabliert sein, um eine bestimmte Interpretation vorauszusetzen“ (Stefanowitsch 2019), weshalb der Genderstern schließlich von heterogenen Sprechergruppen auch in heterogenen Äußerungsakten imitiert wird, ohne dass er mit anderen Elementen des Registers dieser Community of Practice kontextualisiert würde (s. 4.3.1, 4.3.3); also auch in Äußerungen, die von der beschriebenen Perspektive auf Geschlecht abweichen, denn „diese Perspektive dürfte kaum ausreichend selbstverständlich sein, um die Bediensteten der Stadt Hannover per Dienstanweisung darauf zu verpflichten“ (ebd.). Die Imitation (s. 4.3.2) bzw. „Simulation“ (Stefanowitsch 2019) dieses soziolinguistischen Markers folgt in diesem Fall nicht seiner reputationellen Aufwertung, sondern einer behördlichen Verpflichtung, umso mehr trägt diese jedoch nach Stefanowitsch zur Inflationierung der Darstellungsfunktion des Gendersterns bei. Entsprechend wird der Genderstern nach Stefanowitsch (2019) langfristig „nicht mehr mit einem tatsächlich empfundenen Willen zur Geschlechterinklusivität verbunden sein, sondern eben mit dessen behördlicher Simulation“. Damit ist vor allem aber auch die Inflation der Ausdrucksfunktion angesprochen, denn wenn das einstige Distinktionszeichen aus behördlicher Verpflichtung statt aus einer bestimmten Haltung bzw. aus Zugehörigkeit zu einer politischen oder gesellschaftlichen Community of Practice verwendet wird, „lässt man damit dann die Verbindung des Markers zu dieser Gemeinschaft auf“ (Stefanowitsch 2019). Die Inflation von Darstellungs- und Ausdrucksfunktion des Zeichens folgen somit gleichermaßen aus einer forcierten Verbreitung des Signifikanten, gleichsam als Selbstzweck (s. 4.3.3) unabhängig von seiner Community of Practice sowie deren Gebrauchskonventionen. „Das Gendersternchen verliert so nicht nur seine Bedeu-

tung im engeren Sinne, sondern auch seine Fähigkeit, die Weltsicht derjenigen zu vermitteln, die es verwenden“ (Stefanowitsch 2019).

Im Folgenden sollen Überlegungen angestellt werden, welche weiteren sprachlichen Effekte eine solche Inflation von Darstellungs- und Ausdrucksfunktion bestimmter Zeichen haben kann. Gerade am Beispiel des Genders ist etwa zu fragen, ob die fortwährenden Änderungen von Schrägstrichen, Klammern und Binnen-Is über Partizipien und Latinismen, über Gendergaps und Gendersterne bis hin zu Ausrufezeichen und Gender-Doppelpunkten nicht nur mit orthographischen Details, sondern auch mit fortwährenden sprachlichen Distinktionsbedürfnissen zu tun haben. Letztere können aus einer ebensolchen Inflationierung des jeweiligen Zeichens erwachsen, wenn diese den einstigen Referenzfixierungsversuch (in Ausdrucks- sowie Darstellungsfunktion) als gescheitert ausweist und weitere Versuche der sprachlichen Fixierung antreibt. So zeichnet schon Mauthner ein Bild von Sprachreflexion, Sprachkritik und Sprachwandel als gleichzeitig schöpferischem und zerstörerischem Prozess, wie dies bereits mit Schumpeter (2020/1946: 106) auch für die Innovativität des Kapitalismus festgehalten wurde (s. 4.2.2.5). Mauthner zeichnet ein Bild von einem durch Sprachkritik (im Sinne eines Reflektierens über das gesamte Sprachsystem) vorangetriebenen geistigen bzw. gesellschaftlichen Fortschritt als Leiter, die zugleich Möglichkeiten und Einschränkungen schafft:

In der Luft ist kein Halt. Auf Stufen muß man emporsteigen und jede Stufe ist ein neuer Trug, weil sie nicht frei schwebt. Auf jeder Stufe, und wäre sie noch so niedrig, und hielte sich der Emporstrebende noch so flüchtig bei ihr auf, berührte er sie auch nur mit seinen Zehenspitzen: im Augenblitze der Berührung schwebt auch er nicht frei, ist auch er gefesselt an die Sprache dieses Augenblicks, dieser Stufe. Und hätte er sich auch Stufe und Sprache für diesen Augenblick selbst gebaut. (Mauthner 1923: 1)

Aus dieser oft beobachteten¹⁶⁰ „semiotischen Gefangenschaft“ (Felder 2009a: 29) folgert Mauthner die Notwendigkeit einer fortwährenden Zerstörung und Rekonstruktion sprachlicher Einheiten:

Will ich emporklimmen in der Sprachkritik, die das wichtigste Geschäft der denkenden Menschheit ist, so muß ich die Sprache hinter mir und vor mir und in mir vernichten von Schritt zu Schritt, so muß ich jede Sprosse der Leiter zertrümmern, indem ich sie betrete. Wer folgen will, der zimmere die Sprossen wieder, um sie abermals zu zertrümmern. (Mauthner 1923: 1)

Für die vorliegende Untersuchung folgt daraus, dass der sprachkritische Streit in einem Themenbereich nicht zu einem konsensualen Ende gebracht werden kann,

¹⁶⁰ Vgl. hierzu auch Humboldt (1836: 235): „Durch denselben Akt, vermöge dessen er [der Mensch] die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein“.

solang der inhaltliche Streit in diesem Bereich fortwährt. Soll der Streit um Worte mit einer Fixierung und kausalen Überhöhung der sprachlichen Formen selbst zum Halten gebracht werden, wird dies zu einer Inflation ebendieser Zeichenform führen und die Bildung neuer Formen erfordern.

Bevor dieser Kreislauf aus sprachlicher Neubildung, Übernahme, Inflationierung und wieder Neubildung genauer betrachtet werden soll, lohnt sich ein Blick auf einige Versuche, dem Wertverlust von Zeichen entsprechend ökonomischer Prinzipien entgegenzuwirken. In Kapitel 4.1.6 (Fußnote 107) wurde bereits kurz die Möglichkeit einer „Resubstantialisierung von Ware und Geld als Gegenbewegung zur Entqualifizierung“ angesprochen (Attig 2021: 75). Von einer Resubstantialisierung eines Wortes zu dessen Werterhalt kann zwar eher in Hinblick auf dessen phonetische oder graphematische Materialität die Rede sein; doch auch hier geht es ggf. darum, „in einer Umgebung, in der ‚Gutsein‘ die Währung ist, [...] Knappheit zu erzeugen“ (Nagle 2018: 94). Um auch für Signifikanten Knappheit erzeugen zu können, wäre eine Rückkehr zu einer „Exklusivität der Zeichen“ (Baudrillard 2011/1976: 95) nötig, wie sie in Kapitel 4.1 für Ständegesellschaften beschrieben wurde. Nur bei einer strengen Reglementierung dessen, wer welches Zeichen verwenden darf, „sind die Zeichen zahlenmäßig begrenzt, ihre Verbreitung ist beschränkt“ (Baudrillard 2011/1976: 93), was sie wiederum vor der Inflation schützen kann. Baudrillard sieht nur in einem solchen strengen System (wie eben der feudalen Ordnung) den Zeichenwert gesichert, „denn die Klarheit und die Grausamkeit der Zeichen gehören zusammen“ (Baudrillard 2011/1976: 93).

Weniger grausame Varianten der künstlichen Verknappung und Wert-Erhaltung zumindest von nicht-sprachlichen Distinktionszeichen finden sich etwa in Online-Communities. Etwa gibt es bei diversen Youtube-Channels die Möglichkeit, „Mitglied“ des Kanals zu werden, in dem man monatlich bspw. 5 Euro Mitgliedsbeitrag bezahlt. Der einzige Vorzug einer solchen Mitgliedschaft ist es, Emojis verwenden zu können, die mit dem Kanal assoziiert werden. Somit haben diese Emojis einen gesicherten Wert, insofern sie indexikalisch für die Mitgliedschaft der Zeichenbenutzenden stehen. Die Gruppenzugehörigkeit wird zuverlässig markiert und abgesteckt dadurch, dass Identifikationsmöglichkeiten und deren Symbolisierung nicht einfach imitiert bzw. simuliert werden können, sondern buchstäblich erkauf werden müssen, was zu einer „Exklusivität der Zeichen“ (Baudrillard 2011/1976: 95) beiträgt.

Für natürliche Sprachen sind derartige technologische Verfahren der Verknappung nicht denkbar, doch auch hier ist fortwährend „die Nostalgie einer natürlichen Referenz des Zeichens lebendig“ (Baudrillard 2011/1976: 94), die in Kapitel 2.1 als *Sprachmagie* zu fassen versucht wurde; und auch Baudrillard (ebd.: 18) beschreibt diese gedankliche Nostalgie als „Magie, eine Art magischer Verbindlichkeit, die das Zeichen mit dem Realen verknüpfte; das Kapital hat die Zeichen

von dieser »Naivität« befreit, um sie der reinen Zirkulation auszuliefern“. Um die Zeichen vor der reinen Zirkulation und somit der Inflation zu bewahren, muss die Magie des Zeichens eingeschränkt, verknapppt werden. „Naturally: if magic could be done on any day, in any place, it would not have the scarcity that protects its claim of power. There would be too much of it around, selling cheaply“ (McCloskey 1991: 293). Einerseits kann eine solche Knappheit durch personale Beschränkungen erzeugt werden; etwa auf wenige Priester, deren Magie umso stärker ist, je länger sie ausgebildet wurden (vgl. McCloskey 1991: 293); oder auf wenige geisteswissenschaftlich Gebildete, die einen privilegierten Einblick in die „wahre“ Macht eines Wortes haben, wie dies für die elitistischen Potenziale der Sprachmagie herausgearbeitet wurde (s. 2.1.3, 4.2.2.6). Damit wird jedoch nur die vermeintliche Macht eines Wortes verknapppt und im Wert erhalten; der jeweilige Signifikant selbst kann personal unabhängig imitiert werden und so seinen Wert als Unterscheidungszeichen verlieren. Andererseits kann der Wert des Zeichens – die Magie der Verbindung von Signifikant und Signifikat – durch eine Art sprachliche Verteuerung bewahrt werden, die die Imitation des Sprachzeichens erschwert und so vor Inflation bewahren kann. „More economically, one could argue that people will not put a high value on what is cheap. Magic must be more expensive than merely snapping one's fingers, or else it will not be accounted powerful“ (McCloskey 1991: 290).

Doch auch unabhängig von sprachmagischen Vorstellungen, wurde bereits mehrfach festgestellt, dass der Wert eines Sprachzeichens – ob in Darstellungs- oder Ausdrucksfunktion – aus der sprachlichen Arbeit der Produktion und Kontextualisierung desselben geschöpft wird. Jenseits der lexikalischen Ebene wurde diese Rückführbarkeit auf Arbeit bereits beobachtet: Das Erlernen eines komplexen Registers bzw. einer komplexen Varietät muss teuer erkauft werden; es erfordert Zeit und soziale Nähe zur jeweiligen Community of Practice und lässt sich somit nicht billig imitieren. Die kompetente Verwendung eines bestimmten Registers ist also gerade aufgrund dieser Knappheit bzw. Verteuerung ein zuverlässiges Indiz. Um wieder zum Beispiel des Genders zu kommen: Oft wird kritisiert, es sei unökonomisch (vgl. z. B. Zifonun 2021: 49), doch unter dem Gesichtspunkt der Verknappung der sprachlichen Formen als signifikanten Unterscheidungsmerkmalen ist es gerade diese unökonomische Verteuerung, die Gender-Formen zumindest in einem gewissen Rahmen vor einer allzu opportunen Imitation und somit der Inflation der Ausdrucksfunktion bewahrt.¹⁶¹ So stellen bspw. Allan &

¹⁶¹ Man denke hier auch an die vergleichsweise junge Genderform für *Sinti und Roma: Sinti*zze und Rom*nja*. Aufgrund der für Deutsch-Sprechende eher unzugänglichen Aussprache und Schreibweise und der Fremdsprachigkeit kann hier von einem vergleichsweise teuren und somit zuverlässigen Signal und ggf. auch Bildungsindikator gesprochen werden.

Burridge (2007: 97) auch für gendersensible Sprache im Englischen gerade die Sperrigkeit der Sprachformen als potenziell produktive Eigenschaft heraus: „[T]here is the emphasis on the role of PC language as a form of public action. By drawing attention to form, it forces us to sit up and take notice. [...] Some people intend the use of he/she and him/her to be deliberately clumsy“. Politisch korrekter Sprachgebrauch könnte also auch in dieser Hinsicht Prinzipien der Höflichkeit folgen, in der gerade die Umständlichkeit der Formulierung unverkennbar belegt, dass sich die jeweils Sprechenden die Mühe machen und entsprechend auch ehrlich bemüht sind.¹⁶² Der Wert wird also in der sprachlichen Arbeit zur Produktion des sprachlichen Materials immer wieder neu geschaffen; wer das Unterscheidungsmerkmal imitieren möchte, muss zumindest die sprachliche Arbeit (plus i. d. R. einen vorigen Lernaufwand) investieren und erfüllt somit zumindest tendenziell bereits Kriterien der Zugehörigkeit zur jeweiligen Community of Practice.

Damit stellt sich die Frage, ob sich auch einige lexikalische Einheiten gerade aufgrund ihrer Verteuerung innerhalb einer bestimmten Community of Practice (ob bewusst oder unbewusst) durchsetzen, da sie so schwerer aus reinem Opportunismus imitiert bzw. kooptiert werden können und weniger leicht inflationieren. In Kapitel 3.1.2 wurden Fremdwörter und Akronyme als Formen der Euphemisierung behandelt (s. Tabelle 3 auf S. 112). Jedoch lässt sich mutmaßen, ob diese Worthbildungsformen nicht auch die Funktion teurer Signale, also schwerer imitierbarer Zeichen erfüllen. Wer das lange Akronym *LGBTQIA + souverän und flüssig ausspricht*, belegt unter Umständen, über Themen wie sexuelle Vielfalt oder auch Homo- und Transphobie informiert und in deren sprachlicher Aushandlung routiniert zu sein. Wer hingegen nach *LGBT-weiß-nicht-was*¹⁶³ abbricht, macht erkennbar, dass er nicht die Zeit investiert hat, um sich das teure Signal erfolgreich aneignen zu können, und konsolidiert gerade in diesem Scheitern den Wert des Akronyms. Ferner kann die Bedeutung von Akronymen im Gegensatz zu z. B. Komposita nicht leicht erschlossen werden, sondern muss aktiv erlernt werden (vgl. z. B. auch *MAPA* für *Most Affected People and Areas* oder *BIPoC* für *Black, Indigenous, People of Color*). Ähnliche Potenziale lassen sich im thematischen Zusammenhang mit sozialer Gerechtigkeit für Fremdwörter vermuten; so etwa für fachsprachliche Latinismen (z. B. *Inklusivität, Intersektionalität*), vor allem aber Anglizismen (vgl. neben den erwähnten englischsprachigen Akronymen z. B. auch *queer, Awareness, Diversity, Community, Cultural Appropriation, First Nations*

¹⁶² Vgl. hierzu etwa Yoon et al. (2020: 71) in 4.1: „human speakers make statements that are inefficient [...] in the service of being polite“, denn “longer utterances are more costly“ (ebd.: 74).

¹⁶³ Außerhalb linksliberaler sowie außerhalb akademischer Kreise sind derartige Formulierungen meiner persönlichen Erfahrung nach keineswegs eine Seltenheit.

etc.) oder auch Kombinationen aus beidem (z. B. *Cisgender*). So könnte resümiert werden: Mit je mehr Lern- und sprachlicher Arbeit Aneignung und Produktion eines Wortes verbunden ist, desto besser bleibt sein Wert erhalten, da es zumindest auf diese Bemühungen beim Erlernen und Produzieren der umständlicheren Versprachlichung indexikalisch und somit einigermaßen zuverlässig verweist. Ob die Motivation für die sprachlichen Bemühungen jedoch eine idealistisch-altruistische oder aber eine reputationell-egoistische ist, lässt sich auch an diesen teuren Signalen nicht erkennen.

Abgesehen von diesen leichten Tendenzen der Verteuerung und Verknappung sprachlicher Zeichen, bleiben sie jedoch ganz grundsätzlich billig, also leicht zu imitieren. In 4.3.2 und 4.3.3 wurde bereits ausgeführt, wie der reputationelle Anreiz zur Imitation eines Wortes zu einem vielfältigen Gebrauch desselben aus verschiedensten Perspektiven und in verschiedenen Kontextualisierungen führt und somit schließlich zu dessen semantischer Inflation. Wohlbekannt ist dieses Phänomen bereits bei den soeben von Tabelle 3 (s. S. 112) wieder aufgegriffenen Euphemismen. Der in 4.3.3 beschriebene Verblassungseffekt, laut dem einstige Euphemismen durch sprachlichen „Kontakt“ mit dem tabuisierten Konzept ihre euphemistische Funktion auf Dauer nicht mehr erfüllen zu können scheinen, wird immer wieder an der fortwährenden onomasiologischen Erneuerung euphemistischer Ausdrücke veranschaulicht. Dieses Phänomen hat in der Fachliteratur viele Namen wie „euphemism treadmill“ (Pinker 1994: 21), „Euphemismusketten“ (Forster 2010) oder auch „Aufwertungs-Abwertungs-Zyklus“ (Germann 2007: 13). Beschrieben wird damit jedoch einheitlich der onomasiologische Austausch eines durch vielfältigen Gebrauch verblassten bzw. inflationierten Euphemismus durch einen neuen, noch „unschuldigen“ Ausdruck, der wiederum nicht vor der Verblassung bewahrt werden kann, solang das Signifikat tabuisiert bleibt oder in irgendeiner Weise unangenehme Affekte hervorruft (vgl. Bloching 2020: 9 ff.). „Ein deutsches Beispiel für ‚Euphemismenketten‘ sind die *schwer erziehbaren Kinder*, die in offiziellen Kontexten zu *verhaltengestörten Kindern*, dann *verhaltensauffälligen Kindern* und schließlich *verhaltensoriginellen Kindern* werden“ (Forster 2010; Hervorhebungen im Original). Als ein Resultat dieser euphemistischen Tretmühlen zeigt sich gerade in der Versprachlichung tabuisierter, gesellschaftlich verpönter und/oder affektiv aufgeladener Sachverhalte eine vergleichsweise sehr hohe lexikalische Vielfalt, wie etwa Bachtin (1990: 19) dies für die vielfältigen Bezeichnungen intimer bzw. „grotesker“ Körperteile feststellt: „In allen Sprachen gibt es eine Vielzahl von Ausdrücken für die Geschlechtsorgane, den After, den Bauch, den Mund und die Nase, jedoch sehr wenig Ausdrücke für Körperteile wie Arme, Beine, Gesicht oder Augen“ (ebd.). Für Tabus und Euphemismen im Allgemeinen fasst Crystal (1997: 8) dementsprechend zusammen:

The usual way of coping with taboo words and notions is to develop euphemisms and circumlocutions. Hundreds of words and phrases have emerged to express basic biological functions, and talk about death has its own linguistic world, with its morticians, caskets, and innumerable ways of dying.

Insoweit auch mehrheitlich (zumindest explizit) abgelehnte Haltungen wie Rassismus, Sexismus oder Homophobie sowie auch die Angst, mit einer solchen Haltung versehentlich assoziiert und stigmatisiert zu werden, negative Affekte hervorrufen, wird auch in zahlreichen Arbeiten zu Political Correctness (vgl. z. B. Klug 2020: 83; Germann 2007: 13 f.; Forster 2010; Simon 2019) das Phänomen der euphemistischen Tretmühle beobachtet:

Many euphemisms are short-lived: they degenerate into dysphemisms through contamination by the taboo topic and they are then replaced. PC language tramps the same treadmill. Many terms are subject to precisely the same narrowing and deterioration that accompanies any taboo term. (Allan & Burridge 2007: 99)

So können meliorative Alternativbezeichnungen zwar zunächst die beschriebenen negativen Affekte und Unsicherheiten für Sprechende und Rezipierende umgehen und in ihrer Darstellungsfunktion abwertende Konnotationen vermeiden, die aufgrund vorangegangener abwertender Sprachpraktiken mit dem nun zu ersetzen Ausdruck assoziiert werden. Forster (2010) führt jedoch aus: „Unbestritten ist, dass sich die neuen, ‚politisch korrekten‘ Ersatzausdrücke abnutzen können, wenn sich die negative Konnotation nach einer Weile auch auf die Neubildung überträgt“. Wenn sich nämlich die „gesellschaftliche Haltung gegenüber dem betreffenden Denotat“ (Germann 2007: 14), das ja aufgrund einer Tabuisierung, moralischer Bedenken oder Sorge um die eigene Reputation sprachlich verhüllt werden sollte (s. 3.1.2), nicht ändert, so wird auch der nächste Euphemismus mit der Zeit von diesen unerwünschten Konnotationen eingeholt und muss wiederum ersetzt werden (vgl. Klug 2020: 83). Denn wie bisher immer wieder ausgeführt wurde, beeinflussen diese gesellschaftlichen Haltungen den Gebrauch des Wortes und dieser Gebrauch beeinflusst schließlich dessen konventionalisierte Bedeutung samt aller Konnotationen: „The connotation just happily hops onto the next best word. People use it in the previous sense and it becomes equivalent“ (Simon 2019). Als Beispiel für Euphemismusketten im Zusammenhang mit Political Correctness werden immer wieder Ersatzbezeichnungen für rassistisch wahrgenommene Wörter genannt (vgl. Pinker 1994: 21). „Ein US-amerikanisches Beispiel ist hier die Kette *Negros – black people – coloured people – African-Americans* für Menschen mit einer dunklen Hautfarbe (ähnlich für den deutschen Sprachraum *Neger – Schwarze – Farbige – Afro-Amerikaner*)“ (Forster

2010; Hervorhebungen im Original).¹⁶⁴ Im Englischen sowie im Deutschen lässt sich diese Kette um die aktuellste Bezeichnung *People of Color (POC)*¹⁶⁵ ergänzen, genau wie die Reklamation der zuvor euphemistisch ersetzten Bezeichnungen *black* und *schwarz*.

Gerade im Zusammenhang mit Political Correctness ist jedoch auch die auf die jeweils Sprechenden verweisende Dimension der Ausdrucksfunktion zu berücksichtigen, bei der sich ganz ähnliche, jedoch linguistisch bisher weniger systematisierte Phänomene beobachten lassen, die in Anlehnung an Bourdieu (1999: 205) einer „Dialektik der Distinktion“ zugeordnet werden können, die eine „permanente Revolution“ bewirkt (ebd.: 379).¹⁶⁶ Die zuvor beschriebenen Versuche der Verteuerung von Zeichen, die sie verknappen und vor der Inflation bewahren sollen, sind deshalb nicht langfristig erfolgreich, weil die beständige Kopier- und Imitierbarkeit sprachlicher Zeichen es immerzu ermöglicht „die Exklusivität der Zeichen aufzubrechen. Der Weg ist frei für unerhörte Kombinationen, für alle Spiele, für alle Imitationen“ (Baudrillard 2011/1976: 95). Dieses beständige Potenzial der Nachahmung zwingt soziale Gruppen (ob politische Gruppierungen, Klassen oder Professionen), sich ausdrucksseitig vom eingeholten und sinnentleerten Modewort zu distanzieren, um nicht in der Unterschiedslosigkeit unterzugehen, sondern sich in der Ausdrucksfunktion als Teil einer spezifischen Community of Practice ausweisen zu können. Insofern gilt auch für die Sprache, was Barthes (1988: 160) bereits für die Semiotik der Mode herausgestellt hat; „die Mode, diese überstürzte Nachahmung einer stets eingeholten Neuigkeit, ist der Triumph dieser gesellschaftlichen Nachahmung (sie zwingt die Bourgeoisie, sich außerhalb der Mode in der bloßen und schwierigen »Distinktion« zu behaupten“.¹⁶⁷ Denn

¹⁶⁴ Stefanowitsch (2021: 201 f.) widerspricht diesem Beispiel Pinkers (1994: 21) explizit und liefert einen diachronen Überblick, der gegen eine simple, eindimensionale Ablösung der Ausdrücke *Negro* – *Black* – *African American* sprechen soll. Im Übrigen ließe sich ferner als weiteres Beispiel auch die Euphemismuskette *Wilde* – *Eingeborene* – *Ureinwohner* – *Indigene* anführen (vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Euphemismus#Zugketten>; zuletzt aufgerufen am 23.08.2023).

¹⁶⁵ Am Beispiel von *People of Color* lässt sich auch gut der emotionale Auslöser für Alternativbezeichnungen im Zusammenhang mit kollektiver Identität veranschaulichen. So setzte sich der Ausdruck nicht etwa aufgrund kognitionslinguistischer Erkenntnisse zunehmend durch, sondern im diskursiven Nachhall der Tötung George Floyds sowie der emotional belastenden und aufwühlenden Videoaufnahmen derselben.

¹⁶⁶ Vgl. hierzu auch die Polarisierung und Schismogenese durch permanente wechselseitige Abgrenzung in 3.3.2.

¹⁶⁷ An dieser Stelle ließe sich als Vergleich zur nicht-sprachlichen Semiotik nochmal das Beispiel der Unterwäsche- und Bademode aufgreifen (s. Fußnote 158). So kann das Bedürfnis bzw. der Zwang des Verhüllens (eines Körperteils oder unangenehmer Bedeutungspotenziale) durchaus zum vervielfältigenden Spiel werden. Etwa stellt Unterwäsche einen vielfältigen Absatzmarkt dar mit einer breiten Palette an Produkten, die auf verschiedene und doch immergleiche Weise

genau wie sich die Bedeutung von Worten struktural betrachtet nur durch ihre Stellung im System und ihre Differenz zueinander bestimmt (s. 2.1.2), bestimmt sich auch die kollektive Identität sozialer Gruppen nur in relativer auch sprachlicher Homogenität der einzelnen Individuen innerhalb der Gruppe (vgl. 3.3.3) sowie relativer Differenz zu anderen sozialen Gruppen (vgl. 3.3.2) (vgl. Eickelpasch & Rademacher 2004: 69; Delitz 2018: 28). Bourdieu (1982: 279) bringt dies wie folgt auf den Punkt: „Eine jede soziale Lage ist mithin bestimmt durch die Gesamtheit dessen, was sie nicht ist, insbesondere jedoch durch das ihr Gegensätzliche: soziale Identität gewinnt Kontur und bestätigt sich in der Differenz“. In Anlehnung an Bourdieu (1999: 205) kann dieser Zusammenhang als „Dialektik der Distinktion“ bezeichnet werden.

In sprachlicher Hinsicht folgt daraus, dass die spezifische Ausdrucksfunktion eines Wortes (z. B. für eine progressive, sozial gerechte oder auch für eine besonders gebildete Community of Practice zu stehen) sich vor allem in Differenz zu denjenigen Wörtern definiert, die eine andere Ausdrucksfunktion nicht haben (und z. B. für eine konservative oder politisch indifferenten oder auch für eine ungebildete Community of Practice stehen). Wenn das Wort wie beschrieben auch außerhalb der Community of Practice imitiert wird und so seine spezifische Ausdrucksfunktion verliert, nötigt dieser der Zwang zur identitätsstiftenden Diffe-

das Tabuisierte verdecken und gerade dadurch als tabuisiert auszeichnen. So verweist das Verhüllende nicht nur auf das Verhüllte, sondern in der Differenz zwischen den verschiedenen Formen der Verhüllung verkörpert die Unterwäsche- oder Bademode ein Stück Identität, indem sie nicht nur das Verhüllte markiert, sondern auch auf den Träger als Zeichenbenutzer und auf sein Verhältnis zum Verhüllten (bzw. zu einem bestimmten Bedeutungsaspekt des kulturell konstruierten Signifikats) verweist. Etwa können Zeichenbenutzende durch unterschiedliche Formen der Unterwäsche oder Bademode versuchen, konventionalisiert ihr Verhältnis zu Sexualität auszudrücken. Ähnliche Funktionen lassen sich auch für sprachliche Bezeichnungsalternativen für tabuisierte oder gesellschaftlich umstrittene Themenbereiche beobachten; etwa wenn Sprechende sich zwischen den Ausdrücken *Coitus – Liebe machen – ficken* entscheiden müssen. Die Ökonomie der Sprache bedeutet in diesem Zusammenhang auch, dass die Sprache wie ein Markt funktioniert, der den in ihm Agierenden eine breite Produktpalette von mehr oder minder konventionalisierten Ausdrucksangeboten mit einem damit verbunden Lebensgefühl, einer repräsentierbaren Identität anbietet. Die Sprechenden haben keinen unmittelbaren Zugriff auf Konzepte und können gerade auf die markierten (strittigen, grotesken, sensiblen oder tabuisierten) Themen sprachlich nicht so bezugnehmen, dass sie nicht gleichzeitig auf sich selbst verweisen, indem sie sich und ihr Verhältnis zum Referenzobjekt interpretierbar machen. Stattdessen müssen sie wie Konsumenten unter den bestehenden Angeboten einen Ausdruck auswählen und nicht nur den mit ihm verbundenen, konventionalisierten Bedeutungsaspekt der Referenz (Darstellungsfunktion), sondern auch den konventionalisierten Identitätsaspekt in Bezug auf sich selbst (Ausdrucksfunktion) nolens volens in Kauf nehmen. Insofern teilen sich Markt und Sprache das Phänomen der „semiotischen Gefangenschaft“ (Felder 2009a: 29).

renz die jeweilige Community of Practice zur wiederholten sprachlichen Abgrenzung und so zur Verwendung immer neuer, distinktiver Zeichen. Mit Bourdieu (1999) gesprochen bewirken Versuche der sprachlichen Imitation in Kombination mit der anhaltenden „Dialektik der Distinktion“ (ebd.: 205) also eine „permanente Revolution“ (ebd.: 379) der Sprache und der Unterscheidungszeichen (vgl. auch Magerski 2005: 122).

Gerade für die beschriebenen Prestige-Register (s. 4.3.1) lassen sich solche Tretmühlen-artigen Phänomene der permanenten Revolution beobachten: „For instance, when prestige registers used by upper-class/caste speakers are imitated by other groups, the group whose speech is the sought-after variety often innovates in its own speech habits, seeking to renew or transform the emblem of distinction“ (Agha 2005: 30). Politische Unterscheidungszeichen laufen also gerade dann Gefahr, in den Kreislauf von Imitation, Inflation und Substitution einzutreten, wenn sie als Zeichen eines Prestige-Registers wahrgenommen werden (s. 4.3.1), sei es als Register einer höheren Klasse (s. 4.2.2) oder einer Gruppe mit höherer moralischer Güte und Sensibilität (s. 3.3), höherer Bildung (s. 4.2.2, vgl. 4.3.1) oder beliebigen anderen als erstrebenswert geltenden Eigenschaften wie Jugend und „Coolness“. So führt Agha (2005: 25) etwa auch in Bezug auf die Jugendsprache aus:

[W]hen prestige registers [...] are emulated by others they are often perceived as ‘devalued’ by speakers of that privileged group; the group frequently innovates in its speech, creating hyperlectal distinctions within prestige forms. In the case of repertoires of youth slang, which change very rapidly, forms that were once ‘cool’ soon become passé and are replaced by new emblems of in-group identity [...].

Das Spannungsverhältnis zwischen Imitation und Distinktion lässt sich also wiederum ökonomisch durch die gesellschaftliche und auch sprachliche Konkurrenz um den verbleibenden Wert von Prestigesymbolen und damit um das knappe Gut des Prestiges selbst erklären. Indem Prestigesymbole mangels Einschränkung ihrer Verwendung zur Allmende werden, scheint ihre Imitation zunächst probat, führt jedoch wie beschrieben zur Inflation derselben und somit zur anhaltenden Konkurrenz um die Deklassierung der alten und die Bewerbung der neuen Prestigesymbole. „Auf die Endogamie der Zeichen, die der Rangfolge des Status entsprachen, folgt die Demokratie der Konkurrenz. Mit der Übertragung der Prestigewerte und -zeichen von einer Klasse auf die andere geht man notwendigerweise zugleich auch zur *Imitation* über“ (Baudrillard 2011/1976: 93; Hervorhebung im Original). Werden Bezeichnungsalternativen also reputationell unterschiedlich bewertet (s. 4.3.1, vgl. 4.2.2), so folgen Bezeichnungskonkurrenzen weniger politischen Antagonismen zwischen konfigrierenden Artikulationen (s. 3.2.1, 3.3; Laclau & Mouffe 1991), sondern mehr der Dauerschleife einer anhaltenden sprachlichen

„Prestigekonkurrenz“ (Voland 2007: 43). Dies ist nach Pfaller (2017: 40) ein Grund dafür, „dass die Bemühungen um Korrektheit nie ein zufriedenstellendes Ende finden: Denn das kostbare Gut des angemessenen Benennens muss immer weiter verknapp werden, damit man weitere Konkurrenten deklassieren kann“. Wenn reputationelle Anreize zur Imitation sowie ausdrucksseitige Distinktionsbedürfnisse gleichermaßen anhalten, bleibt der Streit um Worte in die mit Bourdieu (s. o.) beschriebene Dialektik der Distinktion und somit in die permanente Revolution der Sprache eingebunden und wird entsprechend kein zufriedenstellendes Ende finden.

4.3.5 Zwischenfazit: Wortstreit als paradoxe Sysiphusarbeit

Als Fazit zur Frage nach dem kulturell progressiven Potenzial der diskursiven Durchsetzung einzelner Wörter sollen hier deren paradoxe Dynamik, deren absurdistische und geradezu fatalistische Tendenzen festgehalten werden, insofern der beschriebene Kreislauf aus Distinktion, Imitation, Inflation und wieder Distinktion durch Substitution weder durchbrochen noch, so scheint es, im Vorfeld vermieden werden kann. Denn zunächst erscheint die beschriebene Vermengung politischer (als Dissens-orientierter), moralischer (als Konsens-orientierter) und reputationeller (als Prestige-orientierter) diskursiver Kräfte erstens als Auslöser für den Kreislauf von fortwährender Imitation, Inflation und Substitution und zweitens als gleichsam unvermeidbar. Nicht zuletzt vor dem Hintergrund des affektiven Primats der menschlichen Wahrnehmung (s. 3.1.1), scheint es überall dort, wo Menschen sich voller Überzeugung für eine und gegen eine andere politische Seite einsetzen, gänzlich unvermeidlich, dass eine moralische (s. 3.3) und reputationelle (s. o.) Aufladung von Haltungen und den sie (vermeintlich) repräsentierenden Zeichen zumindest in gewissem Maße stattfindet. Auch für politisch weniger aktivistische, ggf. auch weniger informierte Akteure entsteht dadurch ein doppelter Anreiz zur Imitation der aufgewerteten Zeichen: Einerseits bieten sie sprachliche Sicherheit, die davor bewahrt, für einen unmoralischen Sprachgebrauch kurzfristig sozial sanktioniert sowie langfristig sozial geringgeschätzt, also stigmatisiert zu werden (s. 3.3). Andererseits bietet die beschriebene permanente Revolution sich ständig erneuernder Prestige-Register einen reputationellen Anreiz, sich möglichst mit dem neuesten Modewort als sprachlichem Prestigesymbol zu schmücken (s. o., vgl. 4.2). Die aus diesen Anreizen resultierenden vielfältigen Gebrauchsweisen wiederum vervielfältigen und generalisieren den Valeur des jeweiligen Zeichens, sodass dessen spezifische Darstellungs- und Ausdrucksfunktion inflationieren (s. 4.3.3). Das durchzusetzende Wort verliert dadurch sowohl seine Darstellungsfunktion, bestimmte Bedeutungsaspekte hervorzuheben und

andere auszuschließen, als auch seine Ausdrucksfunktion, auf die Sprechenden als Teil einer ganz spezifischen Community of Practice zu verweisen, und muss daher durch ein neues Wort ersetzt werden, mit dem diskursiv Agierende sich und ihre spezifische Perspektive auf das jeweilige Referenzobjekt vom inflatierten Begriff abgrenzen können (s. 4.3.4).

Die so entstehende permanente Revolution stellt einerseits eine Absage an ein monokausales, mechanistisches, sprachmagisches Modell der Durchsetzung von Weltsichten vermittelst einer Durchsetzung von Einzelwörtern dar. Andererseits sind die gesuchten progressiven und demokratisierenden Potenziale des Wortstreits womöglich gar nicht erst in den Durchsetzungsversuchen selbst zu suchen, sondern gerade in dieser permanenten Revolution der Sprache und des Sprechens: „Nur *die* Revolution wäre wahrhaft nicht-totalitär, die permanent würde“ (Frank 1988: 21; Hervorhebung im Original). Diese Erkenntnis reiht sich nicht nur ein in politolinguistische Theorien, nach denen der Streit um Worte zwar sprachdogmatische Motive, jedoch emergent demokratische Effekte hat (s. 3.2.1.4, vgl. Wengeler 2005: 177); sondern dieses Fazit steht somit auch in der Tradition einer postmodernistischen Philosophie, die nicht mehr auf eine finale Diskursbeendigung durch Konsensfindung hofft (vgl. Mouffe 2014: 11), sondern von der Hoffnungslosigkeit selbst ausgeht (vgl. Lyotard 1985: 38) und das so etwas wie kulturellen Fortschritt stattdessen in der Kultivierung eines fruchtbareren Dissens sieht (vgl. Mouffe 2014: 28 ff.). Demnach stellt der Kreislauf der permanenten Revolution nicht nur ein fatalistisches Bild dar, sondern birgt aufgrund der anarchischen Momente in der Sprache immer auch das Potenzial des demokratischen Paradoxons (vgl. Mouffe 2010) bzw. einer radikalen Demokratie (vgl. Laclau & Mouffe 1991), in der anerkannt werden muss, „dass die wahre Existenz der modernen Demokratie die Möglichkeit ihrer vollen Verwirklichung ausschließt“ (ebd.: 32).

Das unvermeidliche Paradoxon der sprachlichen Durchsetzungsversuche lässt sich also wie folgt zusammenfassen: Politische Akteure haben in ihrer „semiotischen Gefangenschaft“ (Felder 2009a: 29; vgl. Felder 2009b: 32) keine andere Möglichkeit, ein Konzept im Diskurs durchzusetzen, als es über Bezeichnungsfixierungsversuche mit einer Ausdrucksform zu konventionalisieren und letztere in den Diskurs einzubringen, in der Hoffnung, dass sie sich etabliere (vgl. Laclau & Mouffe 1991: 188; Münker & Roesler 2012: 180 f.). Gerade diese Etablierung wird jedoch – sofern das durchzusetzende Konzept nicht bereits kulturell etabliert und damit vorgängig ist (vgl. Deleuze 1993/1969: 48; Koselleck 1989/1979: 37 f.; Wengeler 2005: 190 f.) – begleitet von den beschriebenen Effekten der Normierung des Signifikanten bei gleichzeitiger Vervielfältigung und Generalisierung des Signifikats. Das, worauf Akteure, die ein Wort als Form-Bedeutungs-Paar im Diskurs einbringen wollen, nur hoffen können, ist also auch genau das, was ebendieses

Form-Bedeutungs-Paar auflöst. Das Paradoxon besteht also darin, dass Sprechergruppen, die mit einem bestimmten Ausdruck auch ein bestimmtes, nicht-hegemoniales Konzept diskursiv durchsetzen wollen, gerade durch diese Durchsetzungsversuche die Durchsetzung verhindern.

Man denke hier an Camus' (2019) Illustration seiner Auffassung des Absurdismus am Beispiel des Sisyphos: Genau wie dieser dazu verdammt ist, immer wieder einen Stein den Berg hinauf zu befördern, woraufhin dieser wieder denselben Berg hinunterrollt, ist auch der Mensch – gerade in sozialen Zusammenhängen – dazu verdammt, immer wieder Anstrengungen zu unternehmen, deren Bewältigung nie einen langfristigen, zufriedenstellenden Zustand herbeiführen. Das Moment des Absurden besteht nun darin, dass der Mensch (genau wie Sisyphos) nicht etwa akzeptieren muss (oder auch nur kann), dass die Anstrengung zwecklos ist, sondern darüber hinaus akzeptieren muss, dass er keine andere Wahl hat, als dieser zwecklosen Anstrengung nachzugehen. Es bleibt einzig die Hoffnung, dass in der Anstrengung selbst, nicht etwa in dem Erreichen ihres Ziels, ein Selbstzweck gefunden werden kann: „Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen“ (Camus 2019/1942: 145).